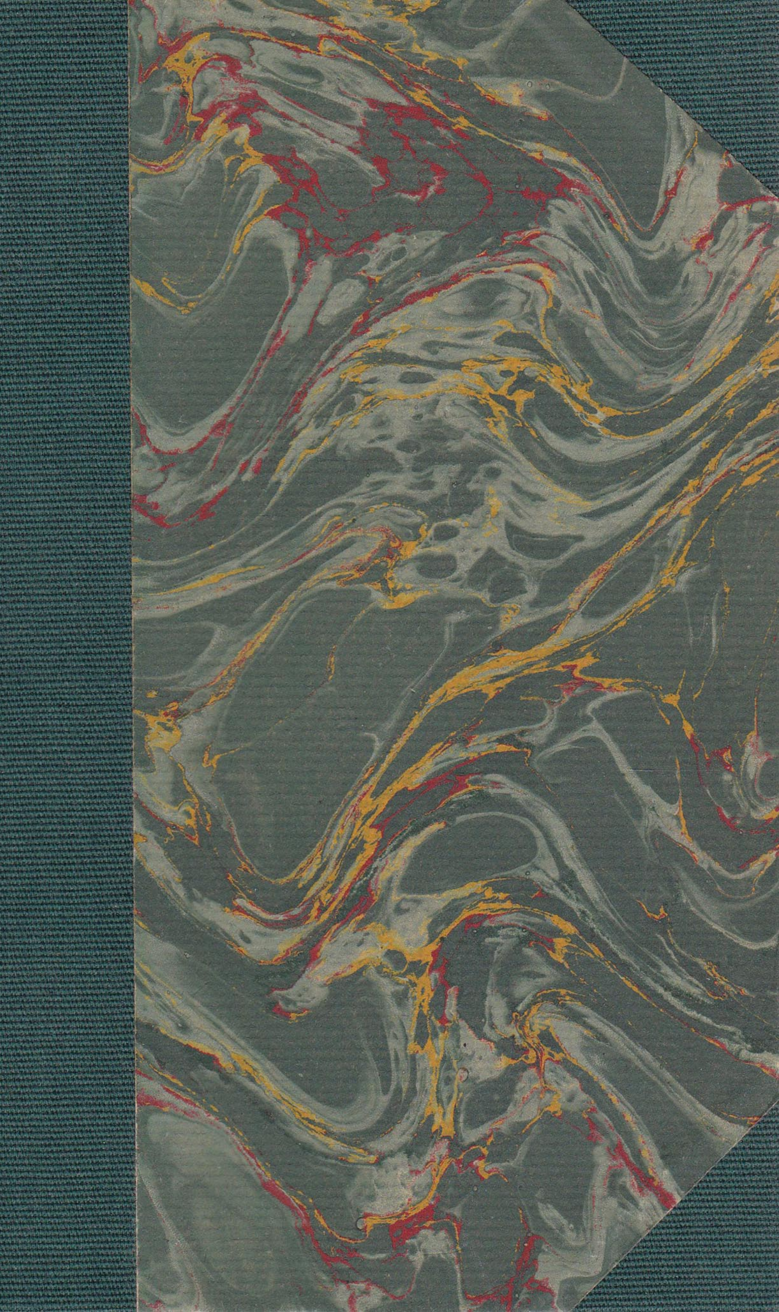
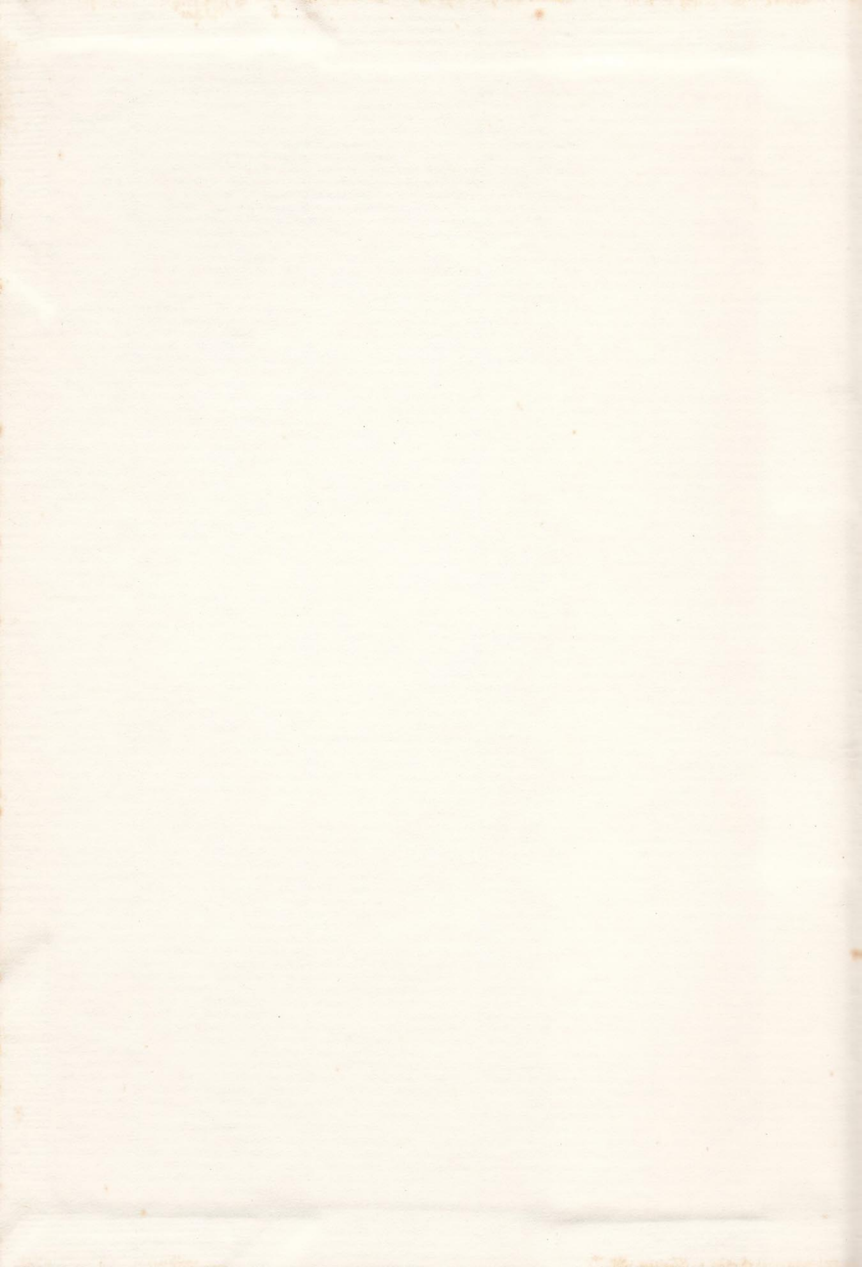






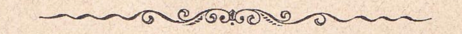


Nachbarskinder.

Eine Dorfgeschichte

von

Joseph Joachim.



Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1903.

Schweighauserische Buchdruckerei.

1. Kapitel.

Ein zungenförmig in das Gebirg hinein sich erstreckendes Hochtal; auf beiden Seiten arg zerklüftete und mit dunkelm Forst bekleidete hohe Berge, deren felsige Gipfel während des Jahres kaum drei Monate schneefrei sind. Mitten im Talgrund, von ausgedehnten saftigen Wiesen und Weiden umgeben, ein etwa hundert Wohnhäuser, Hütten und Stadel umfassendes Pfarrdörfchen — nennen wir es Kunkelsweil, der Name tut ja nichts zur Sache — dessen Bewohner sich teils von der Viehzucht, teils von der Holzindustrie ernähren. Ein erst vor Jahren erstelltes Kunststräßchen verbindet die abgelegene Ortschaft mit der übrigen Welt. In tief ausgewühltem steinichtem Bette rauscht der Bergbach; ein Wässerlein gar friedfertig anzusehen, das jedoch, besonders zur Zeit der Schneeschmelze oder wenn droben im Gebirge Gewitter niederfallen, zum reißenden Strome anschwellen und die Anwohner in Angst und Schrecken versetzen kann.

Weiter oben, gegen Osten hin, verengert sich das Tal. In der Tiefe desselben laufen Sträßchen und Flüßchen hart neben einander dahin. Auf der Nordseite steigt der Berg steil empor; eine magere Grashalde, aus welcher stellenweise hartes Gestein hervorlugt und die in geringer Entfernung von dem dunkeln Hochwald begrenzt wird.

Auf dieser Berghalde, etwa zehn Minuten vom Dorfe und kaum fünfzig Schritte von dem Sträßchen entfernt, stand zur Zeit, da unsere sehr wahrhaftige Geschichte anhebt, ein

von einem alten Wildbirnbaum beschattetes altes Häuschen, das Fachwerk von Holz und Rieg gebaut und das dunkelgraue Schindeldach, zum Schutze gegen die Föhnstürme, mit zentnerschweren Granitsteinen belastet. Vor dem, bloß aus einem Stockwerk bestehenden baufälligen Häuschen lag ein mit rohen Staketen eingefriedetes Gemüsegärtchen, ein Quellbrünnlein ergoß sich lautlos in einen moosbewachsenen, ausgehöhlten Baumstamm.

Vom Dorfe her kam ein etwa vierzehn Jahre zählender, kräftig gebauter Knabe fröhlich jodelnd dahergegangen und lenkte seine Schritte nach dem Häuschen hin. In der Hand schwang er eine defekte Schultasche und sein Sang klang noch freudiger und ausgelassener: „Nun ade, ade, ade . . .!“ Die beiden auf der Grashalde weidenden Milchziegen erhoben die Köpfe und antworteten mit vertraulichem Meckern. Nun ließ der Junge sogar einen hohen, hellen Freudenjauchzer erschallen und rief einer in der Haustüre erscheinenden ältlichen, runzeligen Weibsperson mit lauter Stimme entgegen: „Freu dich mit mir, Tante, nun ist's mit dem In-die-Schule-gehen vorbei, uih!“ Sie schüttelte das ergrauende Haupt, zum Zeichen, daß sie nicht verstanden habe; worauf der Junge ganz nahe trat und ihr ins Ohr schrie: „Es war heut' Examen, Tante, mein letztes Schulexamen, begreifst du?“

„Ja, ja! So, so“, antwortete sie gutmütig lächelnd.

„Jetzt aber fühl ich Hunger, Tante! Das viele dumme Lesen und Aufsagen, das Hantieren an der Wandtafel bis in den Nachmittag hinein! Zwar der Herr Inspektor hat mich öffentlich belobigt, doch davon wird ein Hungriger nicht satt.“

„Im Ofenrohr steht noch warmer Kaffee. Dazu geh' ich dir hurtig einen Pfannkuchen backen.“

„O ja, tu' das, liebes Tantchen! Nimm da, ich bitt', den Schulsack mit in die Stube! . . . Pfannkuchen!" rief der Knabe lüstern aus. „Pfannkuchen, uih!"

Er selbst warf sich vor Freude und Übermut auf den sonnbeschienenen Rasen vor dem Hause hin und streckte sich lang und wohlig aus. Es näherte sich eine der Ziegen und beschnupperte ihn; mit jähem Rucke verscheuchte er sie; sie näherte sich ihm wieder, er kraut ihr zwischen den Ohren, faßte und zerrte sie bei den Hörnern, so daß das reizbare Tier sich ernsthaft erboste und nach ihm stieß, just wie sein Mutwille es gewollt hatte, bis sie auch dessen müde wurde. Auf dem Rücken liegend, schaute er mit seinen großen dunklen Augen zum blauen Himmel empor. Ach, dachte er, wie schön ist doch die Welt bei Sonnenschein, besonders wenn man nicht mehr zur Schule zu gehen, sich in die dunkle, stinkende Stube einsperren zu lassen braucht; und ein Pfannkuchen in Aussicht steht, hahaha! Lichte Wölklein schwebten am Himmel langsam dahin. Jetzt ist es ein massiger, dunkler Wolkenstreifen, der bei der Sonne vorbei ostwärts zieht. Der Knabe dachte sich kühn: Könnte ich mich doch mit mächtigem Satze auf jene Wolke schwingen und rittlings mit ihr um die weite Gotteswelt herum fahren, um mit eigenen Augen zu sehen all' die Wunder zu Land und zu Meer, die Menschen und Tiere, wie sie im Lesebuch stehen, nicht genugsam zu staunen. Dann wollte ich, es wäre ein Loch im Himmelsgewölbe, und ich fände das Türchen, um hurtig hineinschlüpfen zu können: Wenn's dort drinnen nur halbwegs so schön aussieht, wie's der Herr Vikar schildern tut — Gott Vater in wundersamem Glanze und unbeschreiblicher Herrlichkeit — die Engelschar, die himmlische Musik — dort würde ich mir ein Plätzchen bestellen; und dann

für eine Weile wieder auf die Erde hinuntersteigen. Denn hier ists ja auch schön. Bloß wünschte ich mir ein schönes Bauerngut, etwa wie der Bannhof da drüben; und ein Paar mutige Gäule, um darauf zu reiten und mit ihnen zu fahren — natürlich in hohen Kniestiefeln und mit dem Schlapphut auf dem Kopf, wie des Müllers Oberknecht bei seinen Fuhren — ei; wie wollte ich mit der Peitsche laut knallen, so daß die Leute staunend die Köpfe erheben und mir nachschauen sollten!

Aus diesen Träumereien wurde der Junge aufgeweckt durch den von der Küche herkommenden Ruf: „Nun, Hardli*), komm und iß!"

„Ach ja, der Pfannkuchen!" In ein paar freudigen Sätzen befand sich der Junge in der niedrigen, rußigen Küche, auf deren wackeligem Tische die einfache Mahlzeit aufgetragen war. Die Alte schaute mit Vergnügen zu — dieser herrliche Appetit, in wenigen Minuten alles aufgezehrt. „Ich hätte dir von dem Kuchen auch was überlassen sollen, gelt Tante?" rief Hardli, sich mit dem Handrücken den Mund wischend; „aber es schmeckte mir allzu gut!" Jene schüttelte lächelnd das Haupt. „Ich hab nicht Hunger. Bloß ein Schüsselchen Kaffee mag ich — aber erst wann du genug hast."

„Ja, ja, Tante, ich hab' genug!"

Wenn ich reich wäre, dachte der hübsche Krauskopf, sich behaglich in den aus Haselruten geflochtenen, rauchgeschwärzten Stuhl zurücklehnend — wenn ich reich wäre, wollte ich mir nicht nur Roß und Kühe, Schafe und Mastschweine halten, sondern auch alle Tage Pfannkuchen genießen nebst genugsam Speck und Rauchwurst; ein Haushund dürfte mir ebenfalls

---

*) Gotthard.

nicht fehlen, einer, der recht laut bellen kann — nicht etwa, um die armen Leute vom Hause fernzuhalten, wie's oftmals drüben bei des Bannhöfers geschieht, o nein! sondern bloß zum Staat. Denn auch für die armen Leute müßte gekocht werden, bis genug . . . Ja, ja, des Bannhöfers da drüben haben's schön. Und am allerschönsten hat's der Edi; dem schoben sie allmorgens, wenn er in die Schule gehen mußte, Butterbrot, Wähen oder sonst was Leckeres in die Wammstasche, und wir armen Buben konnten zusehen, wie er es während der Ruhepause langsam verzehrte. Zur Winterszeit konnte er zu des Altstatthalters zum Mittagessen gehen, während wir andern den weiten Weg nach Hause und wieder in's Schulhaus zurück tun mußten bei Wind und Wetter und tiefem Schnee. Und wie stolz er dann dreinlugte —

„Hardli", sagte die Tante, „du wirst ein wenig Holz spalten müssen. Dein Vater hat halt nicht Zeit dazu, geht morgens früh in den Wald und kommt erst abends spät nach Haus' . . . Doch nein, da ist er ja schon! Mich wundert's, weshalb heut' so früh."

Der Knabe erhebt sich rasch. Im Begriffe, die Küche zu verlassen, begegnet ihm sein Vater. Eine gedrungene, breitschultrige Gestalt mit verwittertem Gesicht, die muskulösen Hände und Arme tief gebräunt, das kurz geschorene Haupthaar grau meliert. Er nimmt sein Holzhackergeschirr, Axt, Säge und Keile von der Schulter, reicht sie seinem Sohn mit dem kurzen barschen Befehl: „Da, tu's beiseit, an gehörigen Ort!" Er selbst läßt sich ächzend auf das roh gezimmerte Hausbänkchen nieder und trocknet sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von der tiefgefurchten Stirne. An seinen wieder erscheinenden Sohn sich wendend, fragt er: „Und nun?"

„Ich hab' das Examen gut bestanden, Vater!" lautete die zuversichtlich gegebene Antwort. „Du darfst ja nachfragen. Und hier das Schulzeugnis, lug, lauter „Gut" und „Sehr gut" in allen Fächern."

„Kann nicht lesen," brummte der Alte. „Zu meiner Zeit konnte man nur wenig in die Schule gehen, besonders die Kinder der armen Leut! Da mußten wir Jungen arbeiten, das Brot verdienen helfen von den frühesten Tagen an — du würdest staunen, wenn ich dir's erzählen tät, wie bös ich's gehabt hab', hm, hm!"

Nach einem Weilchen begann er wieder: „Also mit der Schul' ist's bei dir aus für immer?"

„Ja, Vater!"

„Gut. Morgens gehst du ins Städtchen 'nunter, gehst früh fort, damit zeitig wieder da bist. Und meldest dem Herrn Förster, daß ich mit dem Holzen am Erdbeerenstutz fertig geworden bin, soeben fertig. Zweiundzwanzig Klafter seien's. Er soll so gut sein und es nachmessen kommen — gehört?"

„Kann man ihm das nicht auch schriftlich anzeigen, Vater, durch einen Brief?"

„Einen Brief?"

„Ei ja. Kostet bloß einen Halbbatzen und spart einem den weiten Weg."

„Gut, gut. Ich dachte nicht daran, daß du Briefe schreiben kannst, hm, hm! Tu's aber sogleich. Und setz' es gut auf, damit der Förster sehen kann, daß du in der Schule was gelernt hast."

Beim Abendessen, bestehend aus einer dicken Mehlbrühe und abgerahmter Ziegenmilch, ließ sich der „Steinhaldenpeter", wie er von den Dorfleuten genannt wurde, folgendermaßen vernehmen:

„Nun, da deine Schulzeit aus ist, pfeift fortan ein anderer Vogel, Junge! Nun heißt's trawalli! sagt der Welsch. Bist groß und stark genug, ich selbst hab' weit früher damit anfangen müssen. Morgen ist's Samstag, da kannst du dich noch ausruhen. Auch am Sonntag. Montags aber kommst mit mir in den Wald hinauf. Droben im Dickbann liegt eine Masse längst geschlagenes Holz, das soll aufgerüstet werden . . . Gefällt's dir etwa nicht?"

„Doch ja, Vater, ich tu' gern' schaffen."

„Gut. Schaffst du brav, sollst auf den Herbst eine neue, hübsche Kleidung kriegen, hm, hm!"

Ein neuer Sonntagsanzug, das war ja, ohne daß er es zu gestehen wagte, schon längst Hardlis sehnlichster Wunsch gewesen. Und nun, da er das Versprechen erhalten hatte, wie glücklich fühlte er sich schon zum voraus. Gleichwohl mußte er, den Blick erhebend und in die Ferne schweifen lassend, unwillkürlich denken: „Die Reichen haben's doch schön, brauchen sich ihre Kleider nicht abzuverdienen. Zum Beispiel des Bannhofers da drüben!"

Des Bannhofers da drüben . . .

Um dorthin zu gelangen, brauchte man vom Steinhaldenhäuschen aus bloß das Talsträßchen und, über die hohe steinerne Brücke, den Bergbach zu überschreiten. Ein ziemlich gut unterhaltenes Sträßchen führte über ausgedehnten, üppigen Wiesengrund direkt nach dem auf einer kleinen Anhöhe stehenden großen Bauernhause hin; ein altertümlicher Bau mit zahlreichen schmalen Fenstern und breiten Gesimsen, davor ein großer Gemüsegarten samt Bienenhäuschen. Der mächtige Düngerstock im Scheunenhofe ließ auf einen zahlreichen Viehstand, und alles, was

man sehen konnte, auf bedeutenden bäuerlichen Wohlstand schließen.

Auch der Bannhofeheleute Einziger war heute aus der Primarschule entlassen worden. Schon seit zwei Stunden hatte die Bäuerin von der sonnigen Hausbank aus, wo sie Linnen flickte, sehnsüchtigen Blickes nach ihrem lieben Jungen ausgeschaut. Wird bei Vetter Altstatthalters Einkehr genommen haben, entschuldigte sie ihn. Endlich kam er, als sie nochmals aufblickte, den Wiesenfußsteig dahergegangen, laut summend und mit einer geschälten Weidenrute die links und rechts aus dem Boden hervorgeschossenen Grasstengel köpfend.

„Edi", rief die zärtliche Mutter ihm entgegen, „so spute dich doch! Ich hab' für dich 'was extra Gutes bereit, ich fürchtete nur, es würd' erkalten . . ."

Auch der Bauer hatte sich auf den Zeitpunkt, da sein Sprößling endlich der Schulpflicht entwachsen sei, längst gefreut, in der Hoffnung und bestimmten Erwartung, den Jungen nun bei den vielfältigen landwirtschaftlichen Arbeiten verwenden zu können.

Die ihren Mann um beinahe um Kopfeslänge überragende und ebenso resolut als robust aussehende Bannhöferin hatte es anders beschlossen, ebenfalls schon längst.

„Wie", sagte sie mit der ihr eigenen nachdrucksvollen Stimme, „unser Edi soll Bauer werden, meinst du? Lug dir doch seinen zarten Wuchs an, das feine, weiße Gesichtchen!"

„Wird bei der Arbeit schon stärker werden und an der Sonne ein gesünderes Aussehen bekommen", wagte das sonst so gehorsame Ehemännchen einzuwenden. „Zudem — zudem braucht er sich, besonders im Anfang, nicht über Gebühr anzustrengen. Für die schwere, gröbere Arbeit haben wir ja die Knechte . . .

Und wer soll dann einst den Bannhof, der beinah' seit zweihundert Jahren in unserer Familie gewesen, erben und bewirtschaften?"

„Uns bleibt ja das Evchen."

„Ein Mädchen! Und erst noch ein Kind —"

„Wird, wenn mal groß geworden, schon seinen Mann finden, der den Hof übernehmen kann."

„Das ist aber nicht dasselbe, bei weitem nicht dasselbe, o nein!"

Frau Regine schaute ihren Eheherrn erstaunt und verdrossen an. Solche Widerrede hatte sie von ihm noch niemals erfahren müssen. Das durfte sie auch nicht länger dulden. Darum erklärte sie mit großer Bestimmtheit in Ton und Gebärde:

„Ich sag's noch einmal: für unsern feinen, gescheidten Jungen wär' es traurig schad', wenn er nur so verbauern müßt'. Dieser Meinung sind, daß du es weißt, auch des Altstatthalters. Man denke nur an des Müllers Jean, der ebenfalls studieren gegangen ist —"

„Der Müller hat der Buben zwei oder drei!"

„Man denke," fuhr die Bäuerin, ohne auf die Einrede zu achten, fort, „an des Müllers Jean, der bereits Präsident oder gar Aktuar geworden ist beim Gericht, und wer weiß, wie hoch er's noch bringen wird. Man seh' nur, wie er, wenn er heim auf Besuch kommt, feine Kleidung trägt, sogar Handschuh' und Brille — ein Herr, ein ausgemachter Herr, der sich nicht mit schwerer Arbeit plagen und seine Händ' am Kuhmist zu beschmutzen braucht. Sollten wir unserm Edi das Glück nicht auch gönnen wollen, frag' ich? Pfarrherr oder Doktor oder Afikat werden zu können, das Ansehen und massenhafte Geldverdienen, das feine, herrliche Leben!"

Noch einmal wagte der Bannhofjoggeli, wenn auch schon bedeutend zaghafter, einzuwenden: „Aber er, des Müllers Bub', ist schon in der Schul', wie die Leute sagten, ein gar Gescheidter und Aufgeweckter gewesen —"

„Ist's unser Edi nicht auch, he? Man seh' nur, wie hübsch er schreiben und malen*) kann und Verslein deklimieren und auf der Schreibtafel ellenlange Rechnungen machen, wie wir beide es niemals imstand gewesen. Wie leicht wird's ihm daher sein — doch was will ich Worte vergeuden, du begreifst sie doch nicht, oder willst sie nicht begreifen. In deiner großen Einfalt und weil du niemals fort gewesen bist, vermagst du den Unterschied zwischen einem gelehrten Herrn und einem kotigen Bauern nicht einzusehen. Einst aber, wann unser Edi ausstudiert und einen hocheinträglichen Pfosten**) gefunden hat, wirst auch du gestehen müssen, welch unendliche Wohltat wir ihm und uns selbst erwiesen haben; denn an seinem Glück werden auch wir Anteil haben, o ja gewiß! Kurz und gut, Joggeli, laß mir meinen Willen, es soll dich niemals gereuen . . ."

Wie lautete nun das Urteil der Dorfleute? „Auf dem Bannhof hat Frau Regine die Hosen an. Ihr Männchen muß nach ihrer Geige tanzen."

So geschah es auch in dieser wichtigen Familienangelegenheit. Der willensschwache, gutmütige Mann gab klein bei und begnügte sich, in abgelegenem Winkel, wo seine Frau es nicht hören konnte, durch Brummen seinen Unmut laut werden zu lassen.

---

*) Zeichnen.

**) Posten.

Und der Junge, um dessen Zukunft es sich dabei handelte? O, der war hoch erfreut, der groben, landwirtschaftlichen Arbeiten enthoben zu sein für immer. Das Studieren und mehr noch das „Herrwerden" ließ er sich gerne gefallen. Dabei dachte er an den Ortspfarrer, den er schon oftmals an sonnigen Tagen in buntem Schlafrocke und mit der langen Tabakspfeife im Munde im Garten herum spazieren gesehen hatte, oder an den hoch zu Roß durch das Dorf reitenden Herrn Doktor, dem die Leute so großen Respekt entgegenbrachten.

Freilich das Lernen, das in Aussicht stehende viele Lernen, das ihm schon in der Dorfschule arg zuwider gewesen war, weshalb er von dem gestrengen Schullehrer manche Zurechtweisung, ja sogar empfindliche Züchtigung hatte erfahren müssen! Doch tröstete er sich mit dem Gedanken: In der Studentenschule giebts hoffentlich keine Haselruten, die feinen Herrlein liefen ja davon. . .

Schuster, Schneider und Hemdennähterin wurden auf die Störe genommen. In dem feintüchenen neuen Anzuge sah Edi jetzt schon ein wenig herrächtig aus — wie erst später, nach etlichen Jahren? dachte sich die Bannhoferin, ihren Jungen wohlgefällig betrachtend.

Evchen, das träumerisch dreinblickende, etwa acht Jahre alte Mädchen, es allein im ganzen Hause wußte sich diese Vorbereitungen nicht deutlich zu erklären. Ihr Bruder werde fortreisen, um noch mehr zu lernen, um etwas recht Großes zu werden — das war alles, was die Kleine begriffen hatte. Sollte sie sich dessen grämen, oder aber sich darüber freuen? Fast fühlte sie Neigung zu letzterem. Denn wie oft war ihr bei ihren Spielen durch Edi eine mutwillige Störung oder gar ein böswilliger Possen zugefügt worden.

Von der gegenüberliegenden nahen Berghalde herunter erscholl jeden Feierabend ein hoher heller Jauchzer. Unser junge Großbauernsohn und künftige Student erkannte die Stimme als diejenige seines jungen Nachbars Hardli, den er, weil er in der Schule in allen Fächern ihm über gewesen, niemals gut leiden gemocht hatte. Nun aber dachte er: Ja, jauchze du nur, du armer Schlucker! Mußt dich im Walde abschinden, während ich — hehehe!

2. Kapitel.

Tag für Tag, sofern die Witterung es nur einigermaßen gestattete, mit seinem Vater in den Bergwald hinaufsteigen, die schwere Axt schwingen und die Säge durch das zähe Holz ziehen, Klötze zusammenschleppen und aufschichten helfen, unausgesetzt arbeiten zu müssen vom frühen Morgen bis in den Abend hinein — das war für unsern soeben erst der Schule entwachsenen Hardli eine schwere Aufgabe. Manchmal, wenn den Knaben die Kräfte zu verlassen drohten, suchte sein Vater Steinhaldenpeter ihn zu trösten:

„Das Holzhacken ist eine schwere Arbeit, 's ist wahr, doch nur für die, so es nicht gewöhnt sind, hm hm! Du wirst dich bald dran gewöhnen, Junge, und bei weitem nicht mehr so müde werden. . . Und, wie gesagt, auf die Kirchweih sollst eine neue hübsche Kleidung kriegen, kannst d'rauf zählen."

„Und ein Wollhütchen, gelt Vater, eins mit einer Hahnenfeder d'rauf."

„Ja, ja!"

Diese frohen Aussichten verliehen dem Knaben frischen Mut, ließen ihn die Müdigkeit überwinden, sowie die schmerz-

haften Blasen und Schwielen an den innern Handflächen größtenteils vergessen.

Läutete die Mittagsstunde, zog der Alte ein Stück Speck aus der Ledertasche und röstete dasselbe an dem stets gut unterhaltenen Feuer — — gerösteter Speck, dazu ein Bissen Schwarzbrot, ei, wie das den beiden schmeckte, der vollendetste Lebemann würde sie ihres ausgezeichneten Appetites wegen aufrichtig beneidet haben.

Eines Spätsommertages erschien im Walde der Kreisförster, teils um die bereits getanen Holzhackerarbeiten zu verzeichnen, teils um fernere anzuweisen. Nachdem dieses geschehen, sagte der ziemlich korpulente, ältliche Herr:

„Ich muß heut' noch nach dem Änetberg hinüber. Die dortigen Waldarbeiter machen mir vielen Verdruß, es ist in keiner Weis' auf sie zu rechnen . . . Aber ich fühle Hunger und Durst . . . Junge, wolltest du wohl hurtig ins Dorf 'nunter gehen und mir eine Flasche Wein, nebst Brot und Wurst heraufholen?"

„O ja, gern, Herr!"

„Hier ein Fünfliber!"

Im Nu war der langbeinige Junge im Waldesdickicht verschwunden.

„Euer Sohn, Ruppert?" fragte der Förster.

„Ja."

„Derjenige, der mir den Brief geschrieben hat?"

„Ich habe nur diesen einen, Herr Förster."

„Führt eine hübsche, feste Handschrift."

„Kann's nicht sagen, versteh' leider nichts davon."

„Wollt Ihr Euch nicht ein wenig zu mir setzen? So ein bißchen Ruh' darf sich der fleißige Arbeiter schon erlauben.

Setzen wir uns ans Feuer, stecken wir unsere Pfeifen in Brand. Da, stopft von dem meinigen. So, nun können wir, bis der Jung' zurück ist, behaglich plaudern. Also nur diesen Buben, Ruppert?"

„Ja, 's ist mein einzig Kind. Wir hatten auch ein Mädchen, doch starb es gleich nach der Geburt. Und hernach — nein, ich mag nicht davon erzählen, 's ist eine zu traurige Geschicht', so daß, wenn ich dran denken tu, es mir schier das Herz zerspringen macht vor Weh, vor Weh und Zorn zugleich."

„Ihr macht mich ordentlich neugierig, Ruppert. So erzählt doch!"

Der Holzhacker legte seine Tabakspfeife beiseite, fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirne, und begann mit sichtlicher Anstrengung:

„Also acht Tag' nach der Geburt und dem Tod unseres Mädchens war's — Ihr, Herr Förster, waret damals noch nicht in dieser Gegend, sonst müßtet Ihr von der Geschichte ebenfalls vernommen haben. Meine Frau sah noch ziemlich bleich und angegriffen aus; trotzdem gestattete sie mir, in den Wald hinauf an meine Arbeit zu gehen, da, wie sie sagte, wir den Verdienst gar sehr brauchten. Ach, hätt' ich doch nur noch diesen einen Tag zugewartet! Denn kaum eine Halbstunde hernach, als ich mich mit meinem Werkgeschirr weggegeben hatte, erschien bei meiner im Hause allein verweilenden Theres' ein Vagant und begehrte zu essen. Sie reichte ihm den Rest unseres Frühstückes, Kaffee und Brot, wärmte ihm sogar die Milch auf. Nachdem er das genossen, fing er an, unzüchtige Reden zu führen, suchte, eh' sie sich dessen versah, sich meiner Frau zu bemächtigen, sie zu vergewaltigen. Es

würde dies dem Schurken wohl auch gelungen sein, hätte meine Frau nicht das Küchenbeil ergreifen und ihm damit einen Schlag auf den elenden Schädel versetzen können. Er fiel um, wie tot, doch Verbrecher und Scheusale haben gar zähes Leben. Er kam wieder zu sich und wankte fluchend von dannen — o daß nicht ich mit meiner Axt dazu gekommen bin! . . . Meine Frau aber wurde von dem ausgestandenen Schrecken sterbenskrank. . . Und zwei Tage darauf war sie tot. . . Das beste Weib von der Welt, so sanft und tugendhaft wie ein Engel. Ich selbst war nah' daran, verrückt zu werden vor Schmerz um sie, genoß weder Speis' noch Trank, bis das vor Hunger schreiende Büblein mich daran erinnerte, daß ich nicht sterben dürfe, sondern noch weitere Pflichten zu erfüllen habe. Meine schwerhörige Schwester kam zu mir, um mir den kleinen Haushalt zu führen, blieb bei mir bis heute."

Auch der Förster hatte seine Pfeife erlöschen lassen. Wer hätte bei diesem rauh aussehenden Manne so viel Gemütstiefe vermuten können, dachte er tief ergriffen. Und er hatte den langjährigen Waldarbeiter seines seltenen Fleißes und seiner großen Zuverlässigkeit wegen schätzen und achten gelernt. Nun, da er dessen trauriges Schicksal vernommen, mehrte sich bei ihm das Interesse für den schlichten, armen Holzhacker in bedeutendem Grade. Er wußte den Schmerz und die Trauer desselben um sein ihm so frühzeitig entrissenes liebes Weib um so eher zu würdigen, da er selbst ebenfalls Witwer geworden war und nicht einmal Kinder besaß, während dem Waldarbeiter wenigstens dieser eine Trost geblieben. „Wie heißt da Euer Sohn, Ruppert?" fragt er.

„Hardli, Herr Förster, eigentlich Gotthard."

„Scheint mir ein aufgeweckter Junge zu sein.“

„Hm, ja, aufgeweckt ist er schon und flink bei der Arbeit.“

„Es kommt mir just was in Sinn: Ich habe den Auftrag erhalten, das Tannenwäldchen des verstorbenen Müllers Schenk zu vermessen und, wegen bevorstehender Erbteilung, möglichst genau zu schätzen. Dabei bedarf ich zur Aushilfe eines aufmerksamen, intelligenten Burschen und da denk ich, Euer Sohn würde sich hiefür bestens eignen. Ich werde ihn selbstverständlich angemessen belöhnen. Was sagt Ihr dazu, Vater Ruppert?“

„Ich? Nun, wenn Ihr den Jung' gebrauchen könnt, ich hab' ja nichts dagegen“, erwiderte der Steinhaldenpeter, seine Pfeife wieder in Brand steckend.

Aus einiger Entfernung, aus dem Waldesdickicht, vernahm man lauten, fröhlichen Sang, der sich rasch näherte.

„Euer Sohn?“

„Ich denk' ja, Herr Förster!“

„Wie rasch wieder da, schau, schau!“

Der Sang brach plötzlich ab. Es war wirklich Hardli, der mit dem Proviantkörbchen in der Hand in die Lichtung hinaustrat. Der Forstmann genoß das eine Würstchen und trank ein Glas Wein dazu, das übrige den beiden Holzhackern zum Imbiß überlassend.

Semmelbrot und Wurst — Hardli erinnerte sich nicht, solche Leckerbissen je zwischen die Zähne gekriegt zu haben. Und erst der Wein! Heute, beim Abstieg die Berghalde hinunter, klangen Jauchzer und Jodler noch weit lauter und fröhlicher zu Tal.

Eine volle Woche lang versah der Junge den Dienst eines Meßgehilfen, ging morgens in aller Frühe fort, um erst spät abends wieder nach Hause zurückzukehren.

„Gelt, du wirst schrecklich müde?“ meinte die Tante in teilnehmendem Ton.

„Müde?“ versetzte Hardli. „Ja, ein wenig schon. Auch heißt's da wohl aufpassen. Aber denke dir, Tante“, schrie er ihr in's Ohr, „alle Mittag herrlichen kalten Braten, dazu Weißbrot und Wein, das lüpft einem die Bein', hahaha! Und die Kälte spürt man schon gar nicht. O ich möcht es toujours so haben — doch du weißt wohl nicht, was toujours heißt, Tante?“

„Nein.“

„Das heißt auf deutsch immer, allzeit. Ich hab' das Wort von des Müllers Gottlieb gelernt, der ein Jahr im Welschland gewesen ist und sogar französisch singen kann. Aber nicht schön. Doch, was ich sagen gewollt: Wenn ich nur allzeit beim Herrn Förster in Dienst sein könnt'!“

Dieser Wunsch des lebhaften Jungbürschchens sollte erfüllt werden, eher als er vermutet hatte; wenigstens auf längere Zeit, schon das folgende Frühjahr. Die Oberforstbehörde hatte nämlich verfügt, daß, um dem Überholzen eine Schranke zu setzen, für die ausgedehnten Waldungen der Bürgergemeinde Kunkelsweil ein Wirtschaftsplan ausgefertigt werden solle. Der Kreisförster, dem diese Arbeit zugewiesen worden, bezeichnete als einen seiner beiden Meßgehilfen unsern Hardli Ruppert.

Vater Steinhaldenpeter hatte gegen diese Berufung um so weniger etwas einzuwenden, als für seinen Jungen ein Taggeld in Aussicht stand, das er bei dem Holzhacken sich unmöglich hätte verdienen können.

Die Vermessungsarbeiten nahmen, mit geringer Unterbrechung, mehrere Monate in Anspruch.

Hardli erzählte: „Denkt Euch, Vater, auch zum Rechnen tut mich der Förster noch gebrauchen, nämlich an den Tagen, an denen wir der schlechten Witterung wegen nicht in den Wald gehen können. O da gibt's zu addieren, Flächen und Holzmaße, ganze mächtige Bögen voll Zahlen. Und gestern durft' ich sogar zeichnen."

„Zeichnen?"

„Ja, auf dem Reißbrett die Pläne ziehen helfen, weil, wie der Herr Förster sagt, ich schärfere Augen habe denn er. Da heißt's aber erst recht aufpassen, den Zirkel genau handhaben, den Winkel und den Maßstab, so daß mir anfänglich dabei ordentlich bange wurde; nach und nach aber ward ich viel ruhiger und geschickter."

Der Alte dachte bei sich: Kubikinhalt ausrechnen, Waldpläne zeichnen, davon verstehen wir Alten halt nichts. Zu unserer Zeit lernte man solches nicht. Und einesteils gut, daß dem so war, die Unwissenheit ist auch für etwas gut, man bleibt dabei einfachen genügsamen Sinnes. Heutzutage — mich dünkt, die Welt ist nur zu gescheit geworden, hm, hm! Da mein Junge z. B. weiß schon, daß es Schweinskoteletten gibt, und Kalbsbraten und Schinken ein gutes Essen sind. Speise für die Herrenleut! Ich fürchte fast, er werde sich nur schwer wieder an Kartoffelsuppe, Magermilch und Schwarzbrot gewöhnen können. Gut, daß diese Messerei bald ein Ende nimmt und ich den Bub' wieder selbst unter den Augen haben kann, hm, hm!

Eines Augustsonnabends kehrte Hardli schon zur frühen Stunde nach Hause zurück. Er befand sich in lautfröhlichster

Stimmung. „Der Herr Förster hat mir fast ein Räuschchen angehängt, hahaha!“ erzählte er der Tante. „Ist doch ein guter Mann, wie wohl kein besserer auf der Welt!“ Seinem Vater, der ebenfalls frühzeitiger Feierabend gemacht hatte, berichtete er: „So, nun hat mich der Herr Förster abgedankt. Die Vermessung ist vollendet, das übrige besorgt er selbst. Wird noch einmal im Hirschen übernachten und Euch morgens früh besuchen kommen.“

Wirklich fand sich der Forstbeamte zur bezeichneten Stunde in der Hütte des Holzhackers ein.

„Wo ist Euer Junge?“ fragte er.

„Zur Kirche gegangen, Herr Förster.“

„Gut. Da können wir beide ungescheuter miteinander sprechen . . . Er, Euer Sohn, hat mir bei meinen Vermessungsarbeiten vortreffliche Dienste geleistet.“

„So? hm, hm.“

„Drum find' ich es angezeigt, ihn auch angemessen zu belohnen.“

Mit diesen Worten schichtete der Förster auf dem Tisch vier Häufchen blanker Fünffrankentaler auf. „Zweihundertvierzig Franken“, sagt er. „Seid Ihrs zufrieden?“

„O ja! Mir scheint es sogar zu viel. Zu Haus hätt' der Bub so viel nicht verdient —“

„Nehmt nur, nehmt! Hier ein Trinkgeld für den Jungen selbst, soll sich dafür eine wohlfeile Taschenuhr kaufen.“

Mit sichtlicher Freude und unter warmer Dankesbezeugung strich Steinhaldenpeter das Geld ein und barg dasselbe in das Wandschränklein.

Als jedoch sein Patron die Meinung äußerte: „Ihr solltet Euern Sohn weiter schulen lassen, Vater Ruppert! Er

besitzt großes Talent für technische Fächer, so daß es schade wäre, dasselbe verkümmern zu lassen," da schüttelte der Alte lebhaft den Kopf und versetzte beinahe unwillig:

„Ich den Bub' weiter schulen lassen? Woher das viele Geld nehmen, Herr Förster? Soll ich etwa meine Ziegen verkaufen, den lumpigen Hausrat, das Häuschen? Damit der Jung' auf gelehrten Schulen rumrutschen und vielleicht ein Taugenichts werden kann? Verzeiht, Herr Förster, daraus wird nichts, nein, nein!"

„Ihr macht Euch deswegen übertriebene Sorgen, Ruppert! So viel Geld, wie Ihr Euch vorstellt, wird das nicht kosten. Es besteht ein staatlicher Stipendienfonds für talentierte mittellose Gewerbeschüler. Außerdem wird es Euch zu dem Zwecke auch an privater Unterstützung nicht fehlen. Ich z. B. — Ich habe meine Freud' an dem Jungen. Und obwohl nicht reich — etwas werd' ich doch für ihn tun."

Alles Zureden half nichts. Der Alte hatte seinen harten, eigensinnigen Kopf. Die „Tintenlecker" waren ihm von jeher zuwider. „Die da drüben", sagte er, mit der Hand nach dem Bannhofhause hinüberdeutend, „die da drüben haben schon auch ein Studentlein. Will doch erst lugen", fügte er höhnisch hinzu, „welch' hohe Sprünge dieses Bürschlein macht, wie schnell er Schultheiß werden wird!"

Der Förster verabschiedete sich; die Halde hinuntersteigend, brummte er verdrossen vor sich her: „Also lieber den Jungen dem mühsamen, armseligen Holzhackerberuf zuhalten, als daß er — ich mag nicht daran denken! Ja, wäre dieser Peter Ruppert nicht solch' ein grundbraver, ehrlicher Mutz, ich könnt' ihm der Starrköpfigkeit wegen, die er in dieser Sache an den Tag legt, ernsthaft böse sein!"

Der Holzhacker dagegen war von ganz andern Gefühlen erfüllt. Kaum daß der obrigkeitliche Waldgebieter sich entfernt hatte, nahm er das von diesem empfangene Geld wieder aus dem Spinde hervor, betrachtete sich dasselbe wohlgefälligen Blickes und zählte nochmals Stück für Stück. Solchen Reichtum hatte er noch niemals im Hause gehabt. Die Summe reichte ja hin, um daraus eine gute Milchkuh zu kaufen, eine von der kleinen Toggenburger Rasse. Ja, das werde ich tun! lautete der Entschluß. Ich verkaufe die Geißen und lasse aus dem Erlöse einen hübschen, warmen Stall erbauen.

Das Trinkgeld, das er für Hardli empfangen hatte — ich könnte, dachte er, auch dieses Geld behalten und ihm, dem Jungen, dafür meine alte, rübengroße Sackuhr, die schon mein sel. Ätti getragen, schenken . . . Gegen dieses Vorhaben aber lehnte sich sein ehrliches Gewissen auf. Das wäre ja eine arge Sünde. . . Eine neue, glänzende Taschenuhr — wie wird der Bub' sich freuen und jubilieren!

3. Kapitel.

Desselben Sonnabends, an welchem des Steinhaldenpeters Sohn seinen Dienst als Feldmessergehilfe beendigt hatte, war auch des Bannhöfers Einziger nach Hause zurückgekehrt in die glücklichen Ferien. Die beiden jungen Nachbarn gingen folgenden Morgens miteinander zur Kirche. Der äußerliche Unterschied zwischen denselben ließ sich auf den ersten Blick erkennen: des Holzhackers „Bub“, den jungen Studenten beinahe um Kopfeslänge überragend, sein im Vergleich zu den feinen blassen Zügen des letztern sonnverbranntes, blühendes Gesicht, das mutige Ausschreiten, die kräftige, bei-

nahe selbstbewußt zu nennende Haltung, sowie der hohe Intelligenz verratende, mutige Blick. Dagegen trug der junge Student eine feine modische Tuchkleidung, hatte auf dem Lockenhaupt eine kleine Mütze sitzen und rauchte Cigaretten, wovon er auch seinem Begleiter eine anbot; dieser lehnte jedoch dankend ab. „Hab' nach dem Rauchen noch kein Gelüst' gehabt", sagte er, „auch würd' mein Vater es mir schwerlich gestatten."

„Da hab' ich's doch besser; meinen Papa um Erlaubnis zu fragen, kommt mir gar nicht in den Sinn, hehehe!"

Hierauf erzählte der junge Studienbeflissene im Weitergehen von der allseitigen Pracht, die das Stadtleben biete, sodann von den herrlichen Genüssen, von denen das dumme Bauernvolk nicht den „Hochschein" habe: Theater, Opern, Konzerte, Zirkusse und Menagerien.

„Davon versteh' ich wirklich nichts", mußte der junge Holzhacker bekennen.

„Siehst!" versetzte sein Begleiter mit stolzem, überlegenem Lächeln.

Derweilen strengte sich die zu Hause weilende Bannhöferin nach Wissen und Kräften an, ihrem in die Ferien zurückgekehrten Studenten zu Ehren ein leckeres Mittagsmahl zu bereiten. Natürlich wurde dasselbe in der Nebenstube serviert und zwar bloß für die engere Familie. Anstandshalber mußte Vater Joggeli mit den Dienstboten tafeln. Diese bekamen, weil die Köchin ihre Augen doch nicht überall haben konnte, angebranntes Gemüse und halbrohen Speck zu genießen, und gingen brummend vom Tische.

Die Bäuerin nahm sich vor, während der Ferienzeit ihres Sohnes für denselben apart zu kochen. „Einem Stu-

denken“, meinte sie, „der Pfarrer oder Doktor oder Aflikat werden will, darf man doch keine gemeine Bauernkost vorsetzen, er würde mich dauern.“

Zu ihrer selbigen Nachmittags auf Besuch eingetroffenen Schwester Altstatthalterin sagte sie: „Er, unser Edi, ist vor etwa einer Stunde ins Dorf gegangen. Weißt, in der Stadt trinken die Studenten täglich ihr Glas Bier, und nun hat's ihn nach einem solchen gelüstet, obwohl es fraglich ist, ob er hier solches kriegen kann. Auf dem Lande ist man halt, wie der Edi sagt, in vielen Dingen noch gar weit zurück.“

Und sie rühmte: „Wie gelehrt er schon ist, der Edi, du würdest staunen, Maribeth! Lug dir nur dort jenes Schreibheft an, wo viele Seiten drin geschrieben stehen in fremden Sprachen, die, etwa der Pfarrherr ausgenommen, wohl niemand lesen könnt' im ganzen Dorf, o bewahr'!! ... Du hast ihn gestern abend gesehen, da er bei seiner Heimkunft euch zuerst begrüßt hat. Und nun frag' ich: Hat er, unser Edi, nicht bereits was Fürnehmes und Gelehrtes an sich?“

„Gewiß, gewiß! Schon sein Scharren vor der Tür und das höfliche Käppleinlüpfen —“

„Gelt, gelt?“ rief die Bannhöferin hoch erfreut. ... „Und wenn mein Mann klagt und seufzt, wie das Studieren Geld koste schon das erste Jahr — er, der Einfältige, sieht nicht ein oder will nicht einsehen, daß sich das später alles zurückzahlen tut mit Zins und Zinseszins. Man denke nur an des Müllers Jean.“

„Da hast du recht, Regine!“

„Und die Ehr' für die Familie, ja für die ganze Anverwandtschaft, dereinst einen angesehenen, gelehrten Herrn zu besitzen! —“

Der junge Student verbrachte seine Ferienwochen so angenehm wie möglich mit Essen, Trinken und Ruhen, mit Fischen und Jagen. Denn aus der Stadt hatte er ein Flobertgewehr kommen lassen; mit demselben schoß er auf Elstern, Krähen und Spatzen; mitunter nahm er auch Stare, Finken und Schwalben aufs Korn — ein Glück für diese, daß er ein herzlich schlechter Schütze war. Einmal zielte er sogar auf die in der Sonne liegende weiße Hauskatze, freilich auch diesmal ohne recht zu treffen; „Maudi" trug bloß ein Hinkebein davon.

Väterchen Bannhofjoggeli meinte zwar: „Statt solch' unnützes Zeug zu treiben, könnte der Jung' mit auf's Feld 'naus gehen und —", doch ließ Frau Regine ihn nicht einmal ausreden, sondern versetzte in barschem Tone: „Damit er sich bei der groben Arbeit die feinen Händ' verderbe und die Glieder müde schaff', so daß er hernach zum Studieren nichts mehr wert ist?"

„Ich meinte nur, so ein wenig den Ackerzug treiben, was ja gar nicht anstrengend —"

„Auch daraus wird nichts, sag' ich! Er soll sich nun ordentlich ausruhen, dafür sind ja die Studenten nach Haus' geschickt worden. Auch sind's ja bloß noch drei Wochen!"

Es gab Augenblicke, da der junge Student dem Ende der Ferienzeit mit etwelcher Bangigkeit entgegensah. Der gestrenge Lateinprofessor hatte ihm nämlich eingeschärft: „Zu Hause fleißig lernen, junger Freund, besonders sich in den lateinischen Konjugationen ernsthaft üben, hier haperts noch bedenklich!" Wirklich nahm er das Lehrbuch zur Hand und setzte sich damit auf die sonnige Hausbank. Doch gar bald bekam er den Verleider, oder wurden seine Gedanken durch äußere Vorgänge vom Studieren abgelenkt, ein Peitschen-

knallen, das Vorbeifahren eines Fuhrwerks drunten auf dem Talsträßchen, das Bellen eines fremden Hundes ꝛc.; oder es gesellte sein Schwesterchen sich zu ihm, um neugierige Fragen über das Stadtleben an ihn zu richten, die er in spaßhafter Weise zu beantworten und dazu ausgelassen zu lachen pflegte. Und vorbei war es wieder mit dem ruhig Sitzenbleiben und ernsthaft Lernen, das müßige Umherschlendern sagte ihm weit mehr zu.

Der Tag der Abreise kam. Den ganzen Morgen sah man Mutter Bannhöferin mit tränenfeuchten Augen umhergehen. Während Vater Joggeli mit Schmerzen die auf dem Tische aufgehäufte große Barsumme — der sämtliche Erlös des verkauften mächtigen Mastochsenpaares — betrachtete, sich von dem Gelde fast nicht zu trennen vermochte.

Das altväterische, aber mit einem mutigen Gaule bespannte Bauernwägelchen fuhr mit dem Studenten und seinem Gepäck, dem sich auch ein gesottener Schinken nebst Zutaten beigesellt hatte, rasch davon.

Evchen suchte ihre weinende Mutter zu trösten: „Er kommt ja wieder, und zudem bin ich ja auch noch da, Mutter!“

„Ja, du!“ Das klang so geringschätzig, daß die hübsche Kleine nahe daran war, ebenfalls in Tränen auszubrechen.

4. Kapitel.

Auf dem Bannhofe ging alles wieder seinen gewohnten Gang: Beendigung der Herbstarbeiten, Holzfällen im Walde, Holz-, Dung- und Jauchefuhren. Hernach, als der Winter anbrach, das, weil damals noch mit dem Flegel geschehend,

mehrwöchentliche Dreschen des Getreides. Lauter Arbeiten, bei welchen man nicht viel zu denken, noch sich sonderlich zu beeilen brauchte.

Jung Evchen ging, oftmals bei arg verschneiten Wegen, fleißig die Schule besuchen. „Hast den Postbot' nicht gesehen?" erkundigte sich die Bäuerin fast jeden Tag. Sie sehnte sich nach brieflichen Mitteilungen von ihrem lieben Sohne, und als endlich solche eintrafen, lief sie, die sehr unfreundliche Witterung nicht scheuend, mit dem Schreiben zu „Vetter" Altstatthalters, damit dieselben die „schöne und gelehrte" Schrift ebenfalls bewundern konnten.

Evchen erlaubte sich zu bemerken: „Ich schreib' doch auch hübsch, Mutter, guck." Jene erwiderte leichthin und ohne das ihr vorgewiesene Schulheft eines aufmerksamen Blickes zu würdigen: „Ja, für ein Mädchen schreibst ordentlich hübsch. . . . Nun aber geh' schaffen — es ist so viel zu tun," drängte sie.

Vater Joggeli verließ sein Gehöfte nur selten; etwa des Sonn- und hohen Festtages, zum frommen Kirchenbesuche, oder wenn seine amtlichen Pflichten ihn nach dem Dorfe riefen.

Amtliche Pflichten? Ei gewiß! Denn war der Bannhöfer auch von sehr unansehnlicher Gestalt und einfältigen Gemütes, so besaß er doch den zweitgrößten Düngerstock des ganzen Ortsbannes, und durfte daher, mochten mindere Leute darüber auch spotten, bei den Gemeinderatswahlen nicht wohl übergangen werden. Oder hätte man etwa einen Schuldenbauer oder gar einen Taglöhner in die Behörde wählen sollen?

Freilich war seine Wirksamkeit im Rate keine große oder epochemachende zu nennen. Gewöhnlich schloß er sich dem

Votum des hochkonservativen Vetters Kirchmeier an. Es kam sogar vor, daß er, von dem Gemeindeammann aus süßem Schlummer geweckt und angefragt: „Nun, Bannhöfer, was sagst du zu der vorliegenden Sach'?“ sich die Augen ausreibend antwortete: „Ich bin derselben Meinung, wie dort der Christen,“ obgleich dieser noch gar nicht gesprochen hatte.

Bloß einmal hatte er es gewagt, im Rate eine selbstständige Meinung zu äußern. Das geschah bezüglich des Jauchetümpels vor des Lampiviktors Scheune, der bei Regenzeit die Dorfstraße zu überfluten pflegte und schon oftmals Anlaß zu lauten Klagen gegeben. Des Ammanns Antrag ging dahin, an jener Stelle die Straße ein wenig erhöhen und zugleich eine steinerne Dole anbringen zu lassen. „Das kostet nur Geld, viel Geld!“ meinte unser Bannhofjoggeli. „So wie's just ist, ist's schon seit Menschengedenken gewesen. Lassen wir's daher so bleiben.“

Große Sparsamkeit bildete eine der Haupttugenden des Bannhofbauers. Nichts war ihm mehr zuwider, als unnötiges Geld ausgeben. Wenn daher seine Ratskollegen nach vollbrachter anstrengender Sitzung sich schlüssig machten: „Gehen wir zu einem Glas Wein oder einer Kanne Most?“ Unser Joggeli, er allein begab sich geradewegs nach Hause. Ward eine dringende Gemeinderatssitzung auf die Kiltabendstunde anberaumt, pflegte jener ihr ferne zu bleiben oder nahm als Leibwache seinen zuverlässigen Haushund mit und bestellte außerdem einen seiner Knechte, damit er ihn bei Schwager Altstatthalters abholen kam.

Der Bannhofbauer saß im Gemeinderate. Dieses von ihm bekleidete Ehrenamt hinderte jedoch seine Frau Regine nicht, so oft Leute ihn in geschäftlichen oder auch außergeschäft-

lichen Dingen zu sprechen wünschten, sich vorzudrängen und zu sagen: „Laß' mich reden, Joggeli, das versteh' ich besser!" Sie „hatte eben die Hosen an" und besaß, nebst dem entschlossenen Charakter, ein ihm weit überlegenes, meisterhaftes Mundwerk. Dies mochte auch der Grund gewesen sein, daß bei den letzten Gemeinderatswahlen mehrere Stimmen auf sie, die Bannhöferin, fielen. Sie ärgerte sich darüber nicht wenig und wünschte zugleich, wirklich im Gemeinderate oder noch lieber in der „Regierung" zu sitzen, nämlich die Mittel an der Hand zu haben, diesem spottsüchtigen, nichtsnutzigen Pack den Mund zu stopfen und das lose Handwerk gründlich zu legen. „Eigentlich sollten mir Leute, die wenig oder kein Vermögen besitzen — und diese sind just zu allerhand Spott und Bosheit aufgelegt — gar nicht stimmen dürfen!" meinte sie.

Bei ihrer Verehelichung hatte sie, wie männiglich bekannt, weit mehr auf das wohlige „Nest", denn auf den „Vogel" geschaut, und es bislang noch niemals ernsthaft zu bereuen gehabt! Wohl gab es Fälle des gemeinsamen persönlichen Auftretens, z. B. an Jahrmärkten oder Kirchweihfesten, da sie sich einen stattlichen und selbstbewußten Mann zur Seite wünschte, wegen der Leute. Daneben aber — wo war ein „freinerer" und gefügigerer Gemahl zu finden, wo? Und nebst dem musterhaften häuslichen Sinn seine selbst ihre eigenen weit übersteigenden Kenntnisse in der Viehzucht und Landwirtschaft. Und hörte sie die übrigen Bäuerinnen über die Rücksichtslosigkeit, Genußsucht und Rechthaberei, einige sogar über noch weit schlimmere Eigenschaften ihrer Ehemänner klagen, dann mußte sie sich aufrichtig gestehen: Nein, meinen zwar einfältigen, aber tugendhaften Joggeli würde ich an

keinen von jenen tauschen! Was man z. B. von unserm Herrn Ammann reden hört, daß er nämlich seine Magd lieb hat, zum allgemeinen großen Ärgernis — o so was käm' meinem Joggeli schon gar nicht in den Sinn! Auch könnte ich das nicht ertragen, ich wäre nicht das geduldige Schaf wie die Ammännin.

Evchen berichtete seiner Mutter: „Das Schwämmchen, das ich zum Reinigen der Schreibtafel gebraucht, ist entzwei, bloß noch Fetzchen —"

„Nimm dir ein Lümpchen*), ein solches tut's auch."

„Nein, Mutter, der Lehrer duldets nicht. Auch einen neuen Griffelhalter samt Griffel sollt' ich notwendig haben."

Wie unwillig die drei Bätzlein hingegeben wurden für jung Evchen!

Als jedoch von Edi der Ostergruß eintraf: „Liebe Mutter, ich muß mir notwendig einen leichten Sommeranzug anschaffen. Schickt mir gefälligst hundert Franken. — „Hundert Franken!" rief Vater Joggeli voller Entsetzen aus. „Hundert Franken zu dem Haufen Geld, das ich ihm zu Michaeli habe mitgeben müssen!"

Frau Regine aber sagte: „Was verstehst du, was verstehen wir beide, was so ein Student für Bedürfnis hat? Sollte er, unser Edi, etwa wie ein armer Teufel in der Stadt herumgehen? Müßten wir uns nicht schämen? Drum — nur kein langes Nörgeln und Sträuben, das Geld soll er haben, morgens schon durch die Post!" lautete der imperative Schlußsatz.

---

*) Leinwandläppchen.

Und was blieb unserm armen Joggeli anders übrig, als die Schweinsblase aus dem Kasten hervor zu holen und zu „blechen".

Warum Frau Regine sich den Hauskassenschlüssel nicht auch angeeignet hatte? Nein, diese Demütigung hätte sie ihrem äußerst gutmütigen, braven Männchen doch nicht antun mögen. War es nicht genug, daß sie, den Viehhandel ausgenommen, unbeschränkt beinahe über das ganze Haus- und Wirtschaftswesen herrschte? Und besaß sie nicht aus dem Erlöse der Hühnereier, des jungen Geflügels 2c. ihr eigenes Taschengeld, hinreichend genug, um ihre kleinen privaten Bedürfnisse zu bestreiten, ohne daß der Mann es zu wissen brauchte?

Auf Ostern war zum zweiten Male eingeschlachtet worden. Ein paar gesottene Würste, sowie einiges leckeres „Gnagi" wurden in ein Kistchen verpackt und per Post an Edi versandt. Einen eigens ausgeschnittenen schweren Schinken trug Frau Regine in das Pfarrhaus. Mit dem Geschenke hoffte sie bei dem Pfarrherrn, der den Plan, Edi studieren zu lassen, niemals hatte billigen wollen, freundlich „Wetter" zu machen. Sie traf es schlecht, konnte ihn weder sehen noch sprechen. Denn just befand sich der Hausarzt bei ihm in der Nebenstube. Die Bäuerin konnte hören, wie jener sagte: „Sie müssen sich in acht nehmen, Herr Pfarrer, es sind Anzeichen beginnender Wassersucht vorhanden." — „Wassersucht?" erwiderte der joviale alte Seelsorger, „Wassersucht? Wie sollte das möglich sein, Herr Doktor, da ich ja niemals Wasser, sondern allzeit puren Rebensaft trinke?"

5. Kapitel.

Die vorgesehene Holzhackerarbeit im Staatswalde-Stutzbann war beendigt, und dem Steinhaldenpeter der Auftrag geworden,

ein weiter östlich gelegenes „Kratz“ genanntes Revier nach den Regeln der modernen Forstwirtschaft zu lichten, nämlich den Laubholzschlag von dem beinahe undurchdringlichen Unterwuchs zu reinigen und letztern in Wellen zu binden nach vorgeschriebener Größe. Wohl gingen bei dieser Arbeit im dornichten Gestrüppe Wams und Hosen in Fetzen — was tat's? Der Stoff hatte ja nicht viel Geld gekostet, und Tante Ursa setzte Flick wieder auf Flick. An Regentagen besorgten Vater und Sohn diese Arbeit selbst mit rohem Faden und weiten Nadelsprüngen. Im einsamen dunklen Bergwalde brauchte man ja auf die Toilette nicht sonderlich Gewicht zu legen. Die Hauptsache war die: Man verdiente Geld, es gab bei gewohntem Fleiß sehr befriedigende Taglöhne.

Im Stalle, dem vom Steinhaldenpeter mit eigener Hand und unter möglichster Vermeidung von Barauslagen erweiterten ehemaligen Ziegenstalle, stand nunmehr ein braunes Milchkühlein. Zur Sommerszeit konnte das Tier auf die Gemeindeweide getrieben werden, für die Winterszeit jedoch mußte man auf einen hinreichenden Futtervorrat bedacht sein. Um die Kosten des Einkaufes zu ersparen, wurde das Heu hoch oben am Berge, auf beinahe unzugänglichen Rasenplätzen gewonnen und auf dem Rücken nach Hause hinunter getragen; eine mühevolle und nicht immer gefahrlose Arbeit; weshalb der alternde Mann dieselbe größtenteils seinem gelenken, starknervigen Sohne überließ. Die Aufgabe war diesem eine sehr willkommene. Ohne Furcht oder Schwindel zu verspüren, erkletterte Hardli die steilsten Felsenkämme, mähte das duftende Wildgras und warf es hinunter, damit sein Vater es trockne und rüste. Hoch droben im Gebirge, in der reinen stärkenden Alpenluft, zu Füßen die Täler und Höhen, hier fühlte sich der Junge so

frei und wohlig, hier konnte er aus froher Brust seine hellen hohen Jauchzer steigen lassen, daß es in den Flühen laut und freudig wiederhallte. Wie beneidete er den in den blauen Äther sich hinaufschwingenden Steinadler — ach, besäße er selbst auch solche Flügel!

Zu Hardlis Bedauern ging das Wildheuen, dank der günstigen Witterung, nach wenigen Tagen schon zu Ende und mußte in den dunklen, aussichtslosen Wald, zu der Auslichtungsarbeit, zurückgekehrt werden. Und als nach etlichen Wochen auch diese ausgeführt war, erteilte der Förster den Auftrag, eine vom Sturm entwipfelte uralte Weißtanne zu fällen und aufzuklaftern.

Hiebei ereignete sich etwas Unheilvolles.

Seit vierzig Jahren hatte der Steinhaldenpeter mit kräftiger Hand die Axt geschwungen, ohne dabei eine nennenswerte Verletzung davon getragen zu haben. Nun, beim Aufholzen des Waldriesen, wollte es das Mißgeschick, daß das scharf geschliffene Hauinstrument von einem harten Baumaste abprallte und dem Alten tief in den Schenkel drang. Der Mann war von Schrecken so sehr betroffen, daß kein Blut floß; bald jedoch quoll es in Strömen aus dem Beinkleide hervor. Hardli wußte sich vor Angst nicht zu helfen; doch nur einen Augenblick, dann zerrte er sich entschlossen das Hemd vom Leibe, riß es in Stücke, um damit die klaffende Wunde zu verbinden. Das Blut floß noch immer. Der leichenblaß gewordene Alte bestimmte mit heiserer Stimme: „Nach Hauſ', ich will nach Hauſ'!" Er stützte sich beim Abstiege auf die Schultern seines Sohnes; doch nach einer Weile befiel ihn der Schwindel, er vermochte sich nicht mehr aufrecht zu halten und sank Hardli in die Arme. Jener schrie in seiner Ratlosigkeit

und Verzweiflung laut um Hilfe. Ein Leseholz sammelndes armes Weib kam herbeigehumpelt und half den Verwundeten nach Hause schaffen. Tante Ursa rief, die Hände über den Kopf zusammenschlagend: „Ach, du grundgütiger Gott, was ist geschehen?“ Hardli nahm sich bloß noch Zeit, ihr ins Ohr zu schreien: „Bring ihm ein Glas frisch Wasser und gib wohl acht auf ihn — ich komme gleich wieder zurück!“ Er lief, so schnell er konnte, nach dem Dorfe hin, auf den „Bühl“ hinauf, wo der Kräutertoni wohnte; eilte hernach zu des Ammanns, damit diese den Arzt herbeiholten.

Dem Kräutertoni gelang es wirklich, durch ein geheimnisvolles Mittel beinahe augenblicklich das Blut zu stillen. Eine Stunde später erschien auch der Arzt; nach vorgenommener genauer Untersuchung erklärte derselbe, alle Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß die Knochenhaut verletzt sei, in diesem Fall gelte es, der daraus entstehenden Entzündung zuvorzukommen. Er hatte das Verbandzeug mitgebracht, desgleichen die geeigneten Arzneimittel.

Hardli wich sozusagen keine Minute von dem Krankenbette seines Vaters. Und als ihm nach der durchwachten zweiten Nacht vor Müdigkeit die Augen zufielen — „ach“, jammerte die Tante, „der arme Bursch wird mir auch noch krank werden!“ Zu ihrer Beruhigung stellte sich die Base Lisabeth ein, in der ausgesprochenen Absicht, sich mit dem „Jungen“ in die Krankenpflege zu teilen.

Eines Nachmittags erschien der Kreisförster, der von dem erlittenen Mißgeschick seines Waldarbeiters ebenfalls Kunde erhalten hatte. „Nun, Herr Doktor, wie steht's da drinnen?“ fragte er den ihm unter der Haustüre begegnenden Arzt. „Ist die Verwundung eine gefährliche?“

Der wohlerfahrene Landarzt zuckte die Achsel. „An und für sich gefährlich ist die Wunde nicht, doch geht die Heilung derselben nur höchst langsam von statten, und wird voraussichtlich eine sehr langweilige werden. Was mir aber am meisten Sorge macht, das ist das Allgemeinbefinden des Patienten, nämlich die durch den erlittenen großen Blutverlust nicht genugsam motivierte, auffallende Entkräftung. Der Mann ist halt schon ziemlich betagt und war es gewöhnt, sich tagtäglich in der gesunden, frischen Waldluft zu bewegen; und nun das enge dumpfe Krankenstüblein. Auch scheint er ziemlich abgearbeitet zu sein."

„Da mögen Sie recht haben, Herr Doktor, gewiß haben Sie recht! Auch bei der schlechtesten Witterung gönnte sich dieser Peter Ruppert kaum ein Täglein Ruhe — die große Arbeitslust und übertriebene Häuslichkeit. Ich habe ihm darüber schon ernsthafte Vorstellungen gemacht, es half aber alles nichts, er wollte sich nicht schonen. Den Verlust dieses aus mehrfachen Gründen mir sehr sympathisch gewordenen Waldarbeiters würde ich des lebhaftesten bedauern."

Beim Eintritt in das Krankenstübchen erschrak der Förster beinahe, so blaß und eingefallen sah der zu Bette Liegende aus. „Wie geht es, Ruppert?" Worauf der Kranke mit langsamer, matter Stimme erwiderte: „Wie es geht? Dem Grabe zu, Herr Förster! Die Axt hat den Baum zu hart getroffen, er wird fallen; es bedarf dazu nicht einmal mehr eines Sturmes."

Der neben dem Bette kauernde Hardli fing bitterlich an zu schluchzen. Der Forstmann sagte tief bewegt: „Wir dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Der Fall ist nicht so schlimm, wie Ihr ihn anlugt, Papa Ruppert!" glaubte er trösten zu

müssen. Der Kranke schwieg. Seine Schwester brachte ihm eine Tasse Suppenbrühe, wovon er jedoch bloß einige Löffelchen voll genoß. „Ach“, jammerte sie, „er will nichts mehr zu sich nehmen, woher soll er denn Kraft bekommen?“

Der Förster entfernte sich; zuvor hatte er unbemerkt ein in ein Papierchen gewickeltes Goldstück auf den Tisch gelegt.

Die Bannhöferin sandte durch ihr Töchterlein einen beim Bäcker geholten Laib Weißbrot herüber. Ihr selbst, ließ sie sich entschuldigen, sei es unmöglich, einen Besuch zu machen, sie fürchte sich so sehr vor Schwerkranken.

Eines Morgens, vierzehn Tage später, läutete die Sterbeglocke, die Dorfleute erhoben die Köpfe und fragten sich: „Wem gilt's?“ Und als bekannt wurde: „Dem Steinhaldenpeter“, hörte man ausrufen: „So der? Wir dachten schon, es sei der Glockenhofbäuerin. . . Nun, dem Peter ist's eigentlich gut gegangen, ist doch zeitlebens nur ein armer Schlucker gewesen.“

An dem Begräbnis beteiligten sich, weil ein Leichenmahl nicht in Aussicht stand, bloß die allernächsten Anverwandten. Eine löbliche Ausnahme machte der Bannhofjoggeli, trotzdem seine Frau meinte: „Ich seh' gar nicht ein. . .“

„Der Peter,“ sagte der Bauer, „ist mir allzeit ein dienstbereiter Nachbar gewesen. Wenn ich Hilfe bedurfte im Stall, ich brauchte ihn nur zu rufen, war es auch mitten in der Nacht. War auch sonst ein gar braver, ruhiger Mann.“

„Aber geh nicht zu nah zum Sarg und halte dich nicht im Sterbehäuschen auf, denn man kann nie wissen. . . Ich hab halt eine schreckliche Scheu davor.“

Es wurde in aller Eile Gemeinderat gehalten. Außer dem durch ein Stallereignis verhinderten Bannhöfer erschienen

sämtliche Ratsmitglieder. Der Ammann eröffnete die Sitzung mit den Worten: „Ich hab euch bieten lassen wegen dem gestorbenen Steinhaldenpeter, Steinhaldenpeter. Nämlich wegen seiner Nachlaß. Denn wie ich vernommen, ist seine übelhörige Schwester, die ihm den Haushalt gemacht, nun ebenfalls krank geworden, ebenfalls krank."

„So, auch die?"

„Soll, wie der Doktor meint, ins Kantonsspital geführt werden."

„Aber das gibt Kosten, wer soll dann die Kosten zahlen, doch nicht etwa die Armenkasse?"

„Nein. Zum Glück hat die Ursa ein bißchen Vermögen; ein Gülttitelchen, lautend auf ihren Bruder Schuhmacherhansi; das kündet man ab, kündet ab."

Die würdigen Gemeinderäte atmeten erleichtert auf und meinten: „Ja, in diesem Fall haben wir gegen das Spital nichts einzuwenden."

Der Ammann fuhr in seinem Vortrage fort: „Dann ist aber niemand mehr da, niemand mehr da, als der Jung, der Jung. Und der kann doch den Haushalt nicht fortführen — wie sollt er, kaum sechzehn Jahr alt? Das Best' ist wohl, wir geben ihm einen Vogt, ist sogar gesetzlich vorgeschrieben, vorgeschrieben, und lassen seine Habseligkeiten verkaufen und in die Sparkasse legen, nämlich den Erlös, den Erlös. Etwa das Häuschen ausgenommen, das man ihm aufsparen kann, aufsparen . . . Wer also dafür stimmen tut . . ."

Es erhoben sich sämtliche Hände.

„Gut. Bleibt uns also nur noch den Vogt zu bestellen . . ."

Der Krämerdiebel reckte den Kopf vor und räusperte sich. „Ich schlag' euch den Krämer vor", sagte der Vorsitzende, „ist in solchen Sachen am besten erfahren."

Es gab zwar im Dorfe der Leute genug, die behaupten wollten, der Krämerdiebel pflege bei den ihm übertragenen Vormundschaftsgeschäften die Hände nicht immer rein zu halten, es bleibe an seinen klebrigen Fingern stets etwas hängen. Man wußte darüber skandalöse Geschichtlein zu erzählen. Trotzdem wurde er von der Waisenbehörde resp. Gemeinderat als „Vogt" des „Steinhaldenjung" ernannt; und hierauf die Sitzung als geschlossen erklärt. Erst als man sich erhoben hatte, bemerkte der Kirchmeier: „Mir kommt noch was in Sinn: Es ist noch nichts darüber geredt worden und was mit dem Jungen — wie heißt er nur auch?"

„Hardli, glaub ich."

„Was mit dem Jung' selbst geschehen soll?"

„Bah", meinte einer, „der kann schaffen, ist groß genug." Auch der Ammann stimmte bei: „Ja, ja, der kann selbst für sich sorgen."

Der als arger Rackerer bekannte Gemeinderat Schweißackerbauer erbot sich in seinem Edelmute: „Ich nehm' ihn schon, kann bei mir als Unterknechtlein eintreten. Natürlich das erste Jahr ohne Lohn, denn solch' junge Leut' mögen halt viel essen."

„Gut. Schick' ihm also Bericht; nimm ihn zu dir, ist uns schon recht!"

Mit dem Bewußtsein, wiederum ein wichtiges Traktandum auf ebenso würdige als ersprießliche Art abgetan zu haben, gingen die Männer auseinander.

Des folgenden Morgens in aller Frühe erschien in dem Steinhaldenhäuschen der Vormund Krämerdiebel, um sich vorläufig die Habseligkeiten zu notieren. Bereits auch hatte er einen Viehhändler mitgebracht, der willens war, das vorhandene wohlgepflegte Milchkühlein zu eignen. Der Krämer zog ihn beiseite, es brauchte den Verkaufspreis niemand zu wissen.

Hardli ließ alles willenlos geschehen. Der soeben erlittene Schicksalsschlag hatte sein empfindsames jugendliches Gemüt so sehr niedergebeugt, daß neben dem Gedanken an den verstorbenen teuren Vater und die erkrankte liebe Tante, die seit seiner frühesten Jugend Mutterstelle an ihm versehen hatte, in seinem Herzen momentan kein anderer mehr Platz finden konnte. Seit drei Tagen hatte er sozusagen nichts mehr genossen und der gewohnte jugendliche Appetit schien ihn gänzlich verlassen zu haben.

Er ließ alles, was um ihn her vorging, willenlos geschehen; doch als zwei Knechte des Grundmüllers mit einem Fuhrwerke erschienen, um die kranke Tante in das Spital zu transportieren — „Ich laß' das nicht geschehen!" rief der Jungknabe mit verzweifelter Gebärde. Die Kranke selbst, nachdem man sie mit dem Vorhaben bekannt gemacht hatte, bat mit rührender, flehentlicher Stimme: „Ach, laßt mich doch hier sterben!" Und die den Wärterdienst versehende Base Lisebeth fügte auf das angelegentlichste bei: „Ja, laßt sie doch hier, ich will sie ja gern weiter pflegen."

Half nichts. Die Knechte hatten ihre strikten Befehle erhalten, von welchen sie nicht abgehen zu dürfen glaubten. In aller Eile wurde die Kranke angekleidet, auf den mit Bettstücken versehenen Wagen gehoben und — fort fuhren sie. Auch der Vormund mit seinem Viehhändler verschwand.

Wie betäubt vor Schmerz war Hardli auf das Hausbänkchen gesunken und schluchzte überlaut: „Der liebe Vater tot und die gute Tante entführt — was soll ich armer, armer Jung' nun anfangen?" Er kam sich so unendlich verlassen vor, verlassen von Gott und den Menschen. Die Tränen rannen ihm unter den vor die Augen gepreßten Händen hervor, und verzweifelt rief er aus: „Ach, läg ich doch auch bei meinem Vater auf dem stillen Friedhof!"

Da versetzte eine ihm wohlbekannte Stimme ganz in der Nähe: „Nein, nicht sterben, junger Freund! Nicht sterben, sondern im Vertrauen auf Gott und deine eigene junge Kraft tapfer weiter leben!"

Es war der Herr Kreisförster, der sich unbemerkt dem Häuschen genähert hatte und sich neben den jungen Burschen auf das Bänkchen setzte.

Eine Stunde später ließ er bei dem Gemeindevorsteher um eine Audienz bitten und eröffnete demselben: „Ich komme betreffs des Sohnes des verstorbenen Peter Ruppert."

„Ah — so."

„Ich bin nämlich willens, den jungen Burschen mit mir nach Hause zu nehmen."

„Ins Städtchen?"

„Ja, um für seine Zukunft zu sorgen; ich glaube das seinem seligen Vater schuldig zu sein."

Der würdige Gemeindevorsteher kratzte sich den kahlen Schädel und erwiderte: „Ihr kommt damit bereits zu spät, Herr Förster, bereits zu spät. Wir haben nämlich den Jungen schon vergeben."

„Vergeben, sagt Ihr? Also über den großgewachsenen Jüngling verfügt, wie über einen leblosen Gegenstand oder ein

kleines Kind? Da muß ich doch schier lachen — hahaha!" lachte der Forstmann wirklich ergötzt auf. Der dadurch in Verwirrung geratene Ammann suchte sich zu verbessern: „Das heißt, ihn dem Gemeinderat Schweißackerbauer als Knechtlein verdingt."

„Ohne die Einwilligung des Burschen selbst? Dazu habt Ihr kein Recht, Herr Ammann, schaut nur im Gesetze nach! Ja, wenn derselbe nicht bei normalem Verstande oder gesunden Sinnes wäre; aber so — Ihr würdet Euch nur blamieren, Herr Ammann!"

Da dieser verwirrt schwieg, fuhr der Förster fort:

„Den aufgeweckten, gelehrigen Jungen in den Kuhstall stecken, nein, da habe ich doch, seine Zukunft betreffend, ganz andere, wohlmeinendere Absichten."

„Welche denn, wenn ich fragen darf?"

„Bestimmt kann ich das heute nicht sagen. Immerhin dürft Ihr versichert sein, daß ich für ihn sorgen werde, so gut als möglich. . . Ich nehme ihn gleich mit nach Hause."

„Gut, gut, Herr Förster!"

„Dann noch eines. Dieser junge Mensch muß, um sich auswärts zeigen zu dürfen, mit anständiger Kleidung versehen werden. Ich werde das besorgen und Euch darüber Rechnung übersenden."

„Rechnung übersenden?"

„Ei ja! Der Junge besitzt ja, wie ich vernommen, ein wenig Vermögen. Und für das gute Fortkommen des Waisenknaben darf Euch diese einmalige, nicht sehr bedeutende Auslage zu bewilligen, doch wohl nicht reuen, dächt auch."

Als der unliebsam gewordene Gast sich entfernt hatte, trat die Frau Ammännin in die Stube und fragte: „Was

wollte er wieder? Etwa wegen dem Gemeindewald, daß wieder etwas nicht in Ordnung sei?"

„Nein, diesmal nicht. Er kam wegen des Steinhaldenpeters Bub — werde dir's später erzählen."

Bei sich selbst dachte der Ammann nicht ohne Sorge: „Wenn er die Sach' nur etwa nicht weiter berichten tut. Die Regierung — bei der Regierung sind wir ja ohnehin schon schlecht genug angeschrieben, rüffeln uns wo und wie sie nur können."

Wenige Tage darauf traf die offizielle Kunde ein von dem im Spital erfolgten Ableben der Tante Ursa.

Man hörte im Dorfe Stimmen, welche mitleidig ausriefen: „Es war doch hart und ungerecht, die alte kranke Person mit Gewalt in die Fremde zu führen. Wer weiß, ob nicht das Heimweh ihr das Leben abgekürzt . . . ."

6. Kapitel.

Zwei Jahre später.

Des Bannhöfers Student war zum drittenmale in die Ferien gekommen, für seine zärtliche Mutter ein Anlaß großer Freude, für Vater dagegen der Quell neuer schwerer Kümmernisse und sorgenvoller Seufzer; denn er dachte an die großen pekuniären Opfer, die ihm wiederum bevorstanden.

Die Bäuerin sagte zu ihrem jungen drallen Dienstmädchen: „Er ist doch ordentlich gewachsen, mein Edi — deuchts dich nicht auch, Vreni?"

„Gewiß, gewiß!"

„Aber so mager und bleich, nicht wahr? Das kommt halt von dem vielen harten Studieren. Da werden wir ihm

während seiner Kavanzzeit alles Gute zuhalten müssen an Speis' und Trank, damit er sich möglichst erholen tut."

Der Student hatte, wie er sich ausdrückte, einen Komilitonen mit in die Ferien gebracht.

Die Bäuerin mahnte bei Tische, während dem Auftragen: „So greift doch zu, Herr Komil — —."

„Stauffer heißt er, Mutter, Willy Stauffer."

„Aber, du sagtest doch." —

„Du verstandest falsch, hahaha!" —

Das war ein fröhlich Ferienleben, zu Zweien; zusammen bei sonniger spätsömmerlicher Witterung in Feld und Wald herumstreifen und den Bächen entlang, das Pirschen und Fischen von früh bis abends, und zwischen hinein auf reichliche leckere Mahlzeiten rechnen zu können, welche Lust! An regnerischen Tagen wurden die „Dorfkneipen" abgesucht, die Schenkmädchen geutzt und die „Philister" geärgert. Bei Wein und Most, Kartenspiel und allerhand Allotria vergingen die Stunden, man wußte nicht wie, so daß das Nachtessen für die beiden jungen Musensöhne meistenfalls warm gestellt werden mußte. Wollte Vater Joggeli über diese Unordnung brummen, schnitt ihm seine größere und resolutere Hälfte das Wort ab: „Ach, gönnen wir ihnen doch diese unschuldigen Freuden, müssen sie doch die neun Monate über sich mit dem Lernen wieder hart genug plagen!"

So ganz „unschuldig" waren die Freuden der beiden Herren Studenten freilich nicht. Beschwerte sich doch Vreni bei ihrer Dienstherrin: „Wenn ich allein in der Küche bin oder oben ihr Zimmer mach', kommt jedesmal einer der jungen Herren oder kommen alle beide, wollen mich schmätzeln*) und herumzerren." —

---

*) Küssen.

„Mußt denken, es sei nur Spaß; es sind halt Studenten."

„Ich leid' es aber nicht länger, daß Ihr's wißt. Sollen sich ihre Betten selber machen. Und neben den Spültrog stell' ich den Kehrbesen, um nötigenfalls davon Gebrauch zu machen."

„Ach, red' doch nicht so laut, Vreni, es könnt's ja jemand hören. Und tu' nicht bös', sie gehen ja nächste Woche schon wieder fort." . . —

Einmal, bei Tische, wurde auch des Steinhaldenpeters Hardli Erwähnung getan. Edi erzählte nämlich, er sei jenem auf der Heimreise im Eingange ins Amtsstädtchen begegnet. „Ich hätte ihn ohne seine Anrede wohl nicht mehr erkannt. Er trug einen Meßapparat auf der Schulter, und ihm zur Seite schritt ein langbeiniger, rotbärtiger Herr, dem Aussehen nach ein Geometer."

„Was sind das für Leut?"

„Wie du nur so einfältig fragen kannst, Mutter, hahaha! Geometer heißt zu deutsch Feldmesser."

„Ach, so!"

„Und einmal, es war letzten Winter, sah ich ihn, den Hardli, in der Stadt aus einer Buchhandlung kommen. Er hatte sich, wie er sagte, ein Buch gekauft zum Gebrauch in der gewerblichen Fortbildungsschule. Er wollte sich erkundigen, ob die Base Lisebeth noch in seinem Häuschen wohne und wie es ihr ergehe. Ich konnte ihm aber keine Auskunft geben, und zudem war's die höchste Zeit in's Kolleg zu gehen."

„Die Lisebeth," berichtete die Bäuerin, „wohnt wirklich noch drüben, allein mit ihrer Geiß, tut für die Leut' stricken und nähen und Hemden nähen, hat's allweg schmal genug. Ist mehrere Wochen krank gewesen, doch vernahm man das erst, als sie wieder einmal zum Vorschein kam. . . Nehmt

von diesem Zwetschgenkuchen, greif zu, Edi, greif zu, ihr beide und dort der Schinken. . . Um aber auf diesen Hardli zürückzukommen — also Feldmeßgerät trägt er umher und muß Ketten schleppen, sagst du? Da hätte er doch gewiß weit besser getan, zu einem Bauer zu gehen, in einen trockenen, warmen Kuhstall."

„Ich, für mein Teil, möcht' weder das eine noch das andere tun, hahaha!"

„Ja, was willst du? Arme Buben sind halt arme Buben, und das geht ihnen zeitlebens nach, drum kannst du froh sein, in einem wohlhabenden Hause geboren zu sein."

„Ei, bin ich's denn nicht? hahaha! Geh' die Mostkanne nochmal füllen, Kleine, spute dich!"

Vater Bannhofjoggeli dachte bei sich, und hätte es, wär' er mutiger gewesen, gerne laut gesagt: „Ja, wenn's noch etliche Jahr' so zugeht, wird's mit unserer Wohlhabenheit nicht mehr weit her sein. Denn was der Jung' schon Geld gekostet hat und dies Jahr wieder kosten wird — ich hätt' mir damit eine große schöne Matte*) kaufen und blank bezahlen können, o ja! Das letzte aufzubringende Fränklein muß ich hingeben für das leidige Studieren. War sogar genötigt, den jungen Goldfuchs zu verkaufen und dafür die beiden alten Gäule zu behalten, die fast nicht mehr vom Fleck zu bringen sind — o ich möcht' aus der Haut fahren! Aber was will ich tun? bin ich denn Meister?"

Eines Kiltabends, als die beiden sich in der Stube allein befanden, sagte Frau Regine zu ihrem Manne, der soeben sich seiner Schuhe zu entledigen im Begriffe stand:

---

*) Graswiese.

„Wart' noch ein Weilchen, Joggeli! Muß dich nämlich fragen: Wie viel Geld hast du? Denn in wenigen Tagen reist unser Edi wieder ab nach der Stadt."

Der Bannhöfer erhob sich, öffnete den Wandschrank, zog ein gefülltes, klirrendes Leinensäckchen hervor, und übergab es seiner Gebieterin mit den Worten: „Da, zähle selbst!"

„Achthundert und etliche Franken", lautete die Zählung. Und die Schlußnahme: „Dies alles werden wir dem Edi mitgeben müssen."

„All — es mit — geben, sagst du?"

„Ja. Können froh sein, wenn's nur langen tut."

„Und wir zu Haus', was sollen wir dann mit den leeren Händen anfangen?" rief das Männchen verzweifelt aus.

„Wir haben Hafer zu verkaufen und Sommergerste."

„Jetzt, wo noch keine Nachfrag' ist und die Frucht*) so wenig gilt?"

„Und auf Weihnacht drei fette Schweine."

„Bis Weihnacht ist's noch lang', und derweil wollen die Dienstboten ihre Löhn' haben; von den übrigen Hauskosten gar nicht zu reden."

„So lassen wir uns leihen."

„Geld entlehnen, wir, des Bannhöfers?"

„Ei ja: Weiß doch jedermann, daß unser Sohn studieren tut, und das viel Geld kostet. Red' du nur mit dem Vetter Kirchmeier, der tut uns schon den Gefallen, ohne es auszubringen."

Was der Bannhöfer im Abgehen brummte, lautete ungefähr: Meinetwegen geh' du entlehnen, ich brächt's nicht über mich.

---

*) Das Getreide.

Frau Regine aber sagte zu sich selbst: Wann endlich wird er zur Einsicht kommen, daß das für unsern Sohn verwendete Geld nicht etwa weggeworfen, sondern ein gut angelegtes ist, das sich dereinst zurückzahlen wird mit hohen Zinsen bei Heller und Pfennig? Und dann erst noch die hohe Ehr'! Aber, um das zu begreifen, ist er, der Joggeli, halt viel zu einfältig, man muß ihm verzeihen; hat bloß Gedanken für Roß und Vieh und das Bauerngeschäft nach angewöhnter, altväterischer Art.

Evchen klagte: „Die Dorfmädchen lachen mich jedesmal aus wegen meinem abgetragenen, fadenscheinigen Röckchen, in welchem ich zur Kirche gehen muß und das mir überdies viel zu kurz geworden. Ich dachte doch, auf den Winter würde ich endlich ein neues Kleid kriegen."

Die Mutter vertröstete: „Gedulde dich, Kind, später dann, nächstes Frühjahr. Jungen Leuten, die so stark wachsen —"

„Du hast doch dem Edi soeben wieder eine neue feintüchene Kleidung angeschafft, innert Jahresfrist die zweite."

„Ja, das ist ganz was anderes, Kind, der Edi ist Student."

„Ach, hieße ich doch auch Edi und wäre ebenfalls Student!" versetzte das junge Mädchen maßleidig, welche Äußerung ihm die strenge Rüge eintrug: „Schäme dich, Kleine, solche Wort' zu gebrauchen, solche Wort' will ich nicht mehr hören — verstanden? Statt auf deinen Bruder stolz zu sein —"

„Das will ich ja gern', Mutter, sobald ich ebenfalls ein neues Kleid krieg'; braucht ja kein köstliches zu sein."

„Immer das letzte Wort haben wollen — ich verbiet dir auch das — gehört? Geh' du lieber Kartoffel waschen

und die Hühner eintun! Und vergiß nicht, Holz in die Küche zu tragen, mindestens drei Arm voll — geh, spute dich, Kleine!"

Des folgenden Morgens erschien der Dorfbote, um zu einer außerordentlichen Gemeinderatssitzung zu bieten. Der Bannhofbauer, dessen Gemütsstimmung infolge der Leere seines Geldbeutels sich immer noch unter Null befand, brummte kopfschüttelnd: „Ich gehe nicht." Frau Regine jedoch fragte sich: Was werden sie wohl Wichtiges und Dringendes zu verhandeln haben? Ihre Neugierde war in hohem Grade wach geworden, sie konnte unmöglich warten, bis sie erst nachträglich durch andere Leute Kunde erhalten würde, und deshalb ermahnte sie ihren Mann auf das lebhafteste: „Du mußt doch gehen, Joggeli, der Ammann könnt's sonst ungern haben. Ich werde ein frisch' Hemd hervorgeben, und die Vreni soll dir die Schuh' schmieren."

Und Joggeli — was konnte er anders tun, als, wenn auch widerwillig, ihren „Wunsch" zu befolgen.

Der Ammann eröffnete seinen vollzählig anwesenden Kollegen: „Vielleicht wißt ihr's schon, vielleicht auch nicht. Unser Pfarrherr will wegen hohen Alters und anhaltiger Kränklichkeit resinieren*) und sich in Ruhestand begeben, Ruhestand begeben."

„Also abgeben?"

„Ja. Und, wie er sagt, einer jüngern Kraft Platz machen. Und nun meinen viel Leut', der Gemeinderat sollte zu ihm gehen und ihn schicklichkeitshalber ersuchen, da zu bleiben. Was sagt ihr dazu?"

---

*) resignieren.

Der dicke Kallenhoferbauer räusperte sich und sprach: „Hm! Wenn er fortgehen will, können und wollen wir ihn nicht halten! Er kann mit uns Kunkelsweilern wohl zufrieden sein, haben ihm nie' was zuleid getan oder in den Weg gelegt, wenigstens wir Bauern nicht. Drum, was das Ehrantun betrifft — ich bin nicht dafür, daß der Gemeinderat ihm noch besondere Ehre antun soll, seh' nicht ein, warum. Bleibt er — uns schon recht, will er aber gehen, das ist ja vollständig seine Sach'."

Diesem Votum stimmte die Mehrheit des Rates bei, und der Ammann fuhr in seinem Vortrage fort: „Diese Frag' wär' also abgetan. Nun die andere. Es gibt nämlich viele Leut', recht viele Leut', die da meinen, die Gemeind' sollte dem abtretenden Pfarrherrn ein Ehrengeschenk machen, ein Ehrengeschenk."

Der Kirchmeier: „Dafür bin ich auch. Bedenken wir, daß der alte Herr fast dreißig Jahr unsere Pfarrei versehen und seine Sach' allzeit gut gemacht hat — ich finde, ein Geschenk von der Gemeind' sei da ganz am Platz'."

Der Schweißackerbauer: „Dazu stimme ich aber nie und nimmer. Warum? Er, der Pfarrherr, hat all' Jahr seinen prächtigen Lohn gehabt, seinen Lohn. Wozu denn noch ein Ehrengeschenk, frage ich? Uns Bauern, die doch weit härter werken müssen, gibt die Gemeind' auch kein Geschenk . . ."

Diese Worte waren dem Gäßlebauer ganz aus dem Herzen gesprochen, und unser Bannhofjoggeli nickte ebenfalls mit dem Köpfchen.

Da erbat sich der Krämer Dübel das Wort und sprach mit pfiffigem Munde: „Ich stimme dennoch für ein Geschenk. Ich stelle nämlich den Antrag, ihm, dem Pfarrherrn, das Ehrenbürgerrecht zu schenken, das kostet uns nichts, als etwa

eine hübsche, kremenzelte*) Inschrift. Des fernern ein neues Meßgewand, dessen wir schon längst bedürftig sind. Der alte Herr wird nämlich nicht so unverschämt sein und das Gewand mit sich fortnehmen, sondern es unserer Kirche überlassen. Beides überbringen wir ihm in's Pfarrhaus und dann, wenn er Verstand hat, setzt es was ab!" Der listige Krämer schnalzte wohllustig mit der Zunge. Die andern verstanden ihn und sein Antrag wurde einstimmig zum Beschluß erhoben in Form eines Vorschlages an die beförderlichst einzuberufende löbliche Kirchgemeinde.

Drei Wochen später erging an die Gemeinderäte die Einladung, an dem darauffolgenden Sonntag zu der bezeichneten Nachmittagsstunde sich festtäglich gekleidet beim Ammann einzufinden. Frau Regine wußte, um was es sich handelte: die feierliche Überreichung der Ehrengeschenke an den scheidenden Pfarrherrn. Noch nie zuvor hatte sie sehnlicher gewünscht, an Stelle ihres Joggeli im Gemeinderat zu sitzen; wie gerne würde sie die gegenseitigen Ansprachen, die des Ammanns und des Pfarrers, mit angehört haben! Sie band ihrem Gemahl eigenhändig das schwarze Halstuch um, kämmte ihm das spärliche Haar hübsch über die Stirne herunter, zupfte den steifen, hohen Hemdkragen ihm über die Ohren hinauf und ermahnte ihn, beim Gehen den Kopf hochzuhalten, auf alles, was vorgehe, möglichst genau Obacht zu geben und sich wohl in acht zu nehmen, daß er nicht etwa vor dem Pfarrhause über die steinernen Stufen stolpere.

Um halb 2 Uhr hatte sich der Bannhofer dorfeinwärts begeben, und als er bei Anbruch des Abends noch nicht zurück

*) Mit Verzierung versehene.

war, fühlte sich Frau Regine doch etwas beunruhigt. Ihre Besorgnis, es möchte ihrem Mann etwas zugestoßen sein, wuchs mit jeder Viertelstunde. Schließlich schickte sie den Pferdeknecht auf die Suche aus. Sie selbst trat mehrmals vor die Haustüre und horchte in die stille, stockdunkle Winternacht hinaus. Endlich ließ sich ein nahendes Geräusch vernehmen, schwere, auf dem gefrornen Boden laut klappernde Männertritte und verbunden mit einem seltsamen Keuchen. Es war Hans. Auf den Armen trug der baumstarke, große Bursche eine zusammengekauerte menschliche Gestalt, seinen Dienstherrn.

„Ach Gott!“ rief die Bäuerin aufs tiefste erschrocken aus. „Was ist geschehen — ist er krank oder gar tot?“

„O nein, sondern bloß so — hahaha!“ lachte Hans, seine Bürde behutsam auf die Ofenbank legend. Und Joggeli lachte, ohne die Augen zu öffnen, einfältig mit: „Hehehe!“

Das des Weingenusses ungewöhnte Männchen hatte im Pfarrhause zu tief in das Glas geschaut — dieser kräftige, alte Walliser!

Der Betrunkene mußte gleich einem Kinde ausgekleidet und ins Bett geschafft werden und schlief einen tiefen, mit fürchterlichem Schnarchen begleiteten Schlaf bis in den hellen späten Morgen hinein. Beim Frühstücken sollte er erzählen, was sich des Tages zuvor im Pfarrhause alles begeben hatte; wußte jedoch nichts weiteres zu berichten, als: „Der Ammann hielt eine Red' und sodann der Pfarrer auch eine.“

„Was sagten sie? So sprich denn!“

„Es ist mir entschwunden . . . Dann kam Kuchen auf den Tisch, und Wein und Hammenschnitz*) und Wurst, ganze

*) Schinkenschnitten.

mächtige Platten voll, und wieder Wein. Der Wein hätte mir wohl nichts getan; aber die Cigarren, die der Pfarrherr auf den Tisch hat kommen lassen, und wovon ich auch eine rauchen mußte — davon wurde mir traurig schlecht, nämlich ganz sturm im Kopfe, besonders nach dem schwarzen Kaffee mit Kirsch. Und ich habe mir vorgenommen steif und fest: Mögen noch hundert Pfarrherren resinieren, ich mach' nicht mehr mit, sondern bleib hübsch zu Haus", ächzte er kläglich.

Frau Regine dachte bei sich höchst unzufrieden und beinahe verächtlich: Welch ein Pflotz und dazu die erstaunliche Einfalt! Doch sagte ihr eine innere Stimme: Das wußtest du ja zuvor und hast ihn gleichwohl genommen — nun gib dich zufrieden, denke an seine übrigen trefflichen Ehemannseigenschaften.

Eines an der Geschichte blieb ihr unklar: Hans hatte, wie er sich ausdrückte, seinen Meister beim Feuerspritzenhäuschen, auf der Gasse liegend, aufgelesen; und für die Richtigkeit dieser Aussage zeugten der kotbeschmutzte Kittel und die Beinkleider. Daß aber keiner der Gemeinderäte sich des Ärmsten angenommen, nicht einmal der Vetter Kirchmeier, obgleich derselbe eine Strecke weit den nämlichen Heimweg zu „machen" hatte? Das war sehr „schlecht" von ihnen. Darauf aber kam ihr zu Ohren: Vom Pfarrhause weg — begaben sich die würdigen Dorfväter, da sie noch nicht völlig „genug bekommen" hatten, noch in den „Hirschen"; alle mit Ausnahme des Bannhöfers, dort begannen sie von neuem zu zechen, laut — zu räsonnieren und ihre Rosse und Ochsen zu rühmen, fingen sogar erst mit den sie verspottenden Jungburschen und sodann unter sich selbst Streit an, es setzte harte Püffe und klatschende Ohrfeigen ab, zerbrochene Gläser und Flaschen, ein entsetzlicher

Lärm, weithin zu hören. Und wie die arg Bekeilten endlich nach Hause gelangten, keiner von ihnen wußte das hernach zu sagen.

Frau Regine aber dachte: Nun bin ich doch froh, daß Meiner nicht dabei gewesen ist, herzlich froh! Denn wie es heißt, wird der Schweißacker-Christen den Glockenbauer vor Gericht nehmen, weil er ihn einen „Grasschelm“ und „Marchdrücker“ gescholten hat. Alles deswegen, weil der geizige Christ seinen Anteil Uerte*) zu zahlen sich weigerte. . . Nein, da war ihr Joggeli, wenn auch nicht der aufgeweckteste, so doch der friedfertigste und solideste all' unserer Gemeinderäte!

Es wurde der Schuster auf die Störe genommen und hernach die Hemdennähterin, diese eine volle Woche lang. Alles für den Edi, um ihn mit einem Neujahrsgeschenk zu erfreuen. Die Sendung sollte mit einem Begleitschreiben versehen werden, doch hatte Frau Regine seit zwanzig Jahren die Feder nicht mehr zur Hand genommen. Deshalb befahl sie Evchen: „Schreibe du, ich will dir's vordiktieren! . . . . Erstens tausend Grüße und Neujahrswünsche von uns allen. Sodann: es sei ein strenger Winter, drum solle er sich ja vor Erkältung in acht nehmen und recht warm kleiden, — gehört? . . . Und dem Maurer Köbel seine Frau sei gestorben am Schlag . . . Und der Schulmeister hab' ein Kind bekommen, nun das siebente, und des Schneiders Fränzi**) auch eines, aber ein uneheliches.“

„Mutter, was heißt das: uneheliches?“

„Der Edi wird's schon wissen, schreib' du, schreib! . . . Und der alte Pfarrherr, wo hat fortgehen wollen, sei neu arg

*) Zeche.

**) Franziska.

krank geworden und ein Vikar eingetroffen, ein noch ganz junger . . . Und unsere Bleßkuh —"

„Von unserm Vieh zu schreiben, ist wohl überflüssig, da er sich ja um das Bauerngeschäft rein nichts kümmert, dünkt mich."

„Ich wollt' ihm nur melden, daß unsere Bleßkuh zwei prächtige Stierkälber geworfen hat, doch kann man's meinetwegen bleiben lassen. Aber daß der Scheltenfriedel bei der Waldfuhre ein Bein gebrochen hat, darfst nicht zu melden vergessen, ist doch der Friedel sein Schulkamerad gewesen. Und wir seien gottlob alle wohl. Der Vater ausgenommen, der vom Husten geplagt wird und deshalb die Stube hüten muß. Und nochmals viele, viele Grüß! Und daß er bei der Kälte nicht ausgehen und kein Bier trinken solle."

„Und daß du ihn nach Neujahr mal besuchen werdest?"

„Nein, schreib das nicht, ich will ihn nämlich überraschen."

„Darf ich ihn nicht auch überraschen, Mutter, nimmst mich mit?"

„Ach, lug man sich das fürwitzig Ding an! Nein, nein, das würd' zu viel Geld kosten, wo denkst du hin! Ein Krämlein dagegen, das soll dir jetzt schon versprochen sein, nur damit du schweigen tust."

7. Kapitel.

Sie hatte das Marktkörbchen mit allerhand eßbaren Sachen gefüllt, sowie, ebenfalls für ihren Sohn bestimmt, in den Taschentuchzipfel zwei blanke Goldstücke — der sämtliche Erlös der seit zwei Monaten verkauften Hühnereier — geknüpft. Und morgens früh ließ sie sich vom Pferdeknecht auf die nächste Bahnstation fahren und kehrte spät abends auf die-

selbe Weise wieder nach Hause zurück; nämlich unsere Bannhofbäuerin.

Sie klagte über die auf dem offenen Bauernwägelchen ausgestandene Kälte und die ungewohnten Reisestrapazen, schien überhaupt nicht in bester Stimmung zu sein.

Desto glücklicher fühlte sich ihr in Besitz eines buntfarbigen, wollenen Cachenez gelangtes Töchterlein. „Ach, wie schön!“ jubelte es, „und wie gut von dir, Mutter! Sollst dafür einen Schmatz kriegen!“

„Ach, laß mich doch!“ wehrte jene.

Auch Vreni sprach für das ihr gewordene Geschenk, bestehend aus baumwollenem Schürzenstoff, ihren geziemenden Dank aus.

Evchen jedoch konnte seine Neugierde nicht länger bezähmen. Nachdem es seiner Mutter die Schuhe ausgezogen und dafür die bequemen, ausgetretenen Finken dargeboten hatte, mahnte es ungeduldig: „Nun erzähle endlich, Mutter! Der Edi wird wohl erstaunt gewesen sein, dich so unverhofft bei ihm zu sehen?“

„Ja . . . nachdem ich ihn endlich aufgefunden . . . .“

„War er denn nicht zu Haus’? Just in der Schul’, gelt?“

„Nein. Sie hatten Kavanztag. Weil am Abend zuvor ein großes Studentenfest gefeiert worden. Und niemand konnte mir sagen, wo ich ihn treffen könne. Man wies mich von einem Wirtshaus in’s andere. Endlich fand ich ihn, nachdem ich bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, in einem raucherfüllten hohen Saal, mitten in einer Studentenschar, die schrecklich Bier trank und noch schrecklicher dazu sang, daß einem davon die Ohren weh taten. Dort war er und kam lachend auf mich zu, und die andern lachten eben=

falls und riefen dies und das und streckten mir die Krüge dar unter allerhand tollen Witzen. Und ich sah, daß sie alle betrunken waren, auch der Edi ein wenig. Das ist scheint's zu gewissen Zeiten so der Studenten Gebrauch."

„An einem hl. Werkeltag, ei, ei!"

„Ich sagte zu Edi", fuhr die Bäuerin zu erzählen fort, „gehen wir, hier bei diesen Spöttern halt' ich's nit aus! Führe mich in dein Kosthaus." Ich war so sehr müde und hungrig geworden und hoffte, die Kostfrau werde mir etwas aufwarten, was Warmes. Sie aber entschuldigte sich: Euer Herr Sohn hat mir das Mittagessen abbestellt, drum hab' ich für mich bloß ein wenig Kaffee aufgewärmt. Sie schien mir überhaupt eine wenig freundliche und gastliche zu sein. Wenn Ihr Euch ein bißchen gedulden wollt, sagte sie endlich. Ich aber mochte nicht warten, sondern ließ mich von Edi in ein Gasthaus führen zu einem Teller warmer Suppe. Er dagegen bestellte für sich eine saure Leber, weil das ihm heut' am besten zusagte, meinte er lachend. Er fragte mich, was es Neues gebe im Dorf, gähnte aber dabei und ich sah's ihm an, daß er lieber noch länger bei den übrigen Studenten geblieben wäre — o diese Studenten! Und es seien, sagte er, sogar solche dabei gewesen, die geistlich werden wollen, denkt euch."

„Gelt, gelt." . . . „Und dann, Mutter, was geschah weiter?"

„Morgens dann — die müden Beine, die armen Füß'!"

Das Dienstmädchen bemerkte: „Man sollt' dem Meister noch ein Täßchen Tee bringen — hört ihr ihn husten? Er hustet heut' stärker denn je."

Evchen erbot sich: „Geht ihr beide nur schlafen, ich besorge das schon!" —

Des folgenden Morgens, bei dem ziemlich verspäteten Frühstücken, berichtete die Bäuerin weiter: „Ja, dieses Reisen, nun hab' ich für eine gute Weil' wieder genug davon. Schon diese Eisenbahn — man fürchtet sich schier hinein zu steigen, so sehr tut sie surren und schnauben. Und all' die wildfremden Gesichter im Wagen, um einem herum. . . Mir gegenüber saß ein sauber gekleideter, schlanker Bursch, der nach einer Weile mich anredete: Kennt Ihr mich nicht mehr, Mutter Bannhöferin? — Ei, wer seid Ihr denn? fragte ich. Und er sagte lächelnd: Euer ehemaliger junger Nachbar drüben im Steinhaldenhäuschen."

„Der Hardli!" rief Evchen erstaunt und erfreut aus.

„Ja, der Hardli. Ohne seine Anred' würd' ich ihn wirklich nicht erkannt haben, so groß ist er geworden und lugt so — wie soll ich sagen! — so männlich drein, weit über seine Jahre hinaus. Lugte nur unser Edi auch so ernsthaft drein, wünschte ich bei mir selbst."

„Eine Zeit lang hat's geheißen hier im Dorf, er, der Hardli, sei weit fortgezogen, einige sagten sogar, nach Amerika."

„Nun, zu verlieren hätt' er eigentlich nichts, hier oder dort wird er, da er ohne Vermögen, sein Leben doch nur unter fremden Leuten und mit saurer Arbeit verdienen müssen."

„Wo hält er sich jetzt auf?"

„Die meiste Zeit immer noch im Städtchen, tut Feld- und Waldmessen helfen. Will aber fort. Mehr hab' ich nicht gefragt. Zudem war der Lärm im Wagen — es war ein Trupp Soldaten drin, die sangen und haselierten so laut — so groß, daß man sich kaum verstehen konnte. Bloß einmal, als es ein wenig ruhiger wurde, erkundigte er sich nach unserm Edi und wie es ihm mit dem Studieren gehe."

Evchen versetzte: „Ja, das habe ich eben auch fragen wollen. Wie lang soll er denn noch in der Studentenschul' verbleiben?"

„Ja, weißt du", lautete der Mutter Bescheid, „Pfarrer oder Doktor wird man nicht sogleich, dazu wird's noch etliche Jährlein bedürfen. Denn nicht nur Latein muß er lernen, sondern auch noch griechisch und jüdisch; und die Gebra und Kominwissenschaft, und andere hochgelehrte Dinge, davon ich und du doch nichts verstehen."

„Macht das Biertrinken auch gelehrt, Mutter, ist das beim Studieren denn notwendig?"

„Notwendig gerade nicht — ich glaub' nicht — doch — es wird Zeit sein, daß du in die Schul' gehst, die hohe Zeit, geh' Mädchen, geh'!"

Die Bannhöferin hätte noch mehreres erzählen können: daß nämlich, als sie sich mit ihres Sohnes Kost- und Logisgeberin ein Weilchen allein befand, jene ihr die Mitteilung machte: „Ihr solltet Euerm Sohn ernsthaft zusprechen, liebe Frau. Abends kommt er zumeist spät nach Haus', steht morgens ebenso spät auf, treibt sich meines Bedünkens allzu viel in den Bierkneipen herum, wo nichts Gutes gelehrt wird, eher anderes. Ich selbst habe ihm darüber schon wohlmeinende Vorstellungen gemacht, freilich ohne daß es viel gefruchtet hat. Ihr aber, als seine Mutter, dürft schon ernsthaftere Worte gebrauchen, Euch muß er anhören . . ."

Nein, davon mochte sie vor ihrem Manne nicht erzählen, ebensowenig die mütterlichen Ermahnungen wiederholen, die sie beim Abschiede an ihren Sohn gerichtet hatte, und die er stillschweigend anhörte, so daß man nicht wissen konnte, ob sie wirkten oder nicht. So daß sie, die Bäuerin, auf dem Wege

nach dem Bahnhofe hin es fast bereute, ihren Einzigen von sich gelassen, ihn nicht lieber zum tugendhaften Bauerngewerbe, so wie es Joggeli gewollt, angehalten hatte, und heimlich seufzte, dann besäßen wir das Geld noch, das viele ausgelegte Geld! Doch als sie im Bahnwagen neben dem vornehmen bebrillten Herrn saß und sehen und hören konnte, wie die anwesenden Leute den Doktor so ehrerbietig grüßten, da mußte sie wieder denken: Wenn mein Edi auch mal ein solch respektierter, gemachter Herr ist, dann wird sich ja alles zurückzahlen, und uns große mächtige Ehr' zu teil werden, o ja gewiß.

Ihrem Manne teilte sie mit: „Ich hab' dir auch was mitgebracht, Joggeli, aus der Apotheke ein Fläschchen Aloisiwasser.*) In Branntwein destilliert das fürnehmste Mittel gegen den Husten, putze Lunge und Leber wie kein anderes, sagte mir die Säumergrit, die es für ihren Mann gebraucht hat, der, wenn nicht eine andere tödliche Krankheit dazu gekommen wär', jetzt noch leben würd', viele Jahr, sagte sie."

Joggeli trank von der ihm gereichten Mixtur gehorsamst je ein Branntweingläschen voll. Doch nahm der Hustenreiz in der Folge eher zu, und auch das Allgemeinbefinden des Patienten verschlimmerte sich von Tag zu Tag. „Das Mittel greift halt an, das hat die Grit auch vorausgesagt; eigentlich ein sehr gutes Zeichen, denn desto kräftiger und sicherer werde es später wirken," suchte Frau Regine ihren Mann zu beruhigen. Dieser jedoch hatte nun einmal einen Aberwillen gefaßt. „Gieß das den Gäulen ein," meinte er, „die könnens mit ihren starken Mägen vielleicht ertragen. Ich aber, wenn ich davon zu trinken fortführe, würde wohl bald denselben

*) Aloëtinktur.

Weg gehen, den der Säumerklaus gegangen ist, mich tät das ebenfalls aufholzen. Nein, lieber wieder Tee trinken. Tee!"

Und die Bäuerin seufzte: „Zwingen kann man ihn halt nicht. Wohl aber sieht man wieder seine große Wunderlichkeit."

Das Dienstmädchen kam vom Hofbrunnen her in die Stube gerannt und rief: „Es läutet im Dorf drinn, läutet mit allen Glocken! Was soll das mitten im Tag bedeuten? Eine Feuersbrunst wohl nicht, man sähe ja den Rauch."

Ein daherkommender Bettelbube wußte Bericht: „Der alte Ortspfarrer hat das Zeitliche gesegnet."

Joggeli zog die Zipfelmütze, faltete fromm die Hände und betete: „Gott hab' ihn selig! Ist allezeit ein guter und frommer Herr gewesen und dabei leutselig, wie nicht bald einer."

Der Dorfwächter brachte das Bot: „Heut abend Gemeinderat."

„Mein Mann kann nicht kommen", lautete der Bannhöferin Bescheid. „Hat immer noch den Husten; dazu die feuchtkalte Witterung — sag das dem Herrn Ammann!"

Auch an dem Leichenbegängnis des alten würdigen Seelsorgers konnte Joggeli aus den gleichen Gründen nicht teilnehmen. Wohl aber Frau Regine. Und diese berichtete nach ihrer ziemlich späten Nachhausekunft:

„Nein, solch ein Gräbtnis hat Kunkelsweil noch nicht gesehen! Vor dem Pfarrhaus' war das ganze Dorf versammelt, jung und alt, und noch andere aus der Nachbarschaft. Und Kutschen kamen angefahren und Chaisen die große Zahl, und luden Herren aus, geistliche und weltliche, und auch Madamen in fürnehmer schwarzer Tracht. Und ein Zug war's, der

Kirchhof vermochte die Leute schier nicht zu fassen, die Kirche selbst schon gar nicht. Und am Grab hielt ein geistlicher Herr eine lange Trauerrede, von der ich aber, weil ziemlich davon weg, nur wenig verstehen konnte. Und der Totenbaum war über und über mit köstlichen Kränzen behangen; auch der Gemeinderat gab einen, den der Kirchmeier eigens aus der Stadt geholt haben soll, und eine von dem jungen Schulmeister gemalte, prächtige Inschrift darin — ich habe dem Evchen befohlen, sie abzuschreiben. Kranz und Inschrift wurden ans Grabkreuz gehängt. Und für die besondere Ehr', die die Gemeinderät' dem toten Pfarrherrn erwiesen, wurden sie von den Erben zum Leichenmahl geladen in den ‚Hirschen'."

„Meinetwegen", brummte der Bannhöfer höchst gleichgültig. Seine Erlebnisse anläßlich der Überreichung der Bürgerrechtsurkunde waren ihm noch in zu frischem Gedächtnis.

Den löblichen Dorfvätern sollte aus dem Begräbnis des alten Pfarrherrn noch ein unliebsames Nachspiel erwachsen. Durch die schwatzhafte Frau des Gemeindeseckelmeisters war es nämlich unter die Leute gekommen, daß die Herren Gemeinderäte, trotzdem sie es als persönliches Geschenk ausgegeben, die ausgelegten Kosten für den gespendeten Kranz und die Inschrift, im Gesamtbetrage von siebzehn Franken achtzig Centimes sich von der Gemeindekasse hatten rückvergüten lassen . . . Außerdem verlautete, des Hirschenwirts Aufwärterin habe sich beklagt, daß anläßlich des Leichenmahles des Herrn Pfarrers die Speiseplatten, soweit die Arme der Gemeinderäte zu reichen vermochten, allezeit geleert dastanden, fast nicht genug herzubringen. Durch kulinarische Kraftleistung hätten sich nament=

lich ausgezeichnet der dicke, gewaltige Kuchelhofer, sowie der lange, hagere Schweißacker-Christen.

Darüber begehrte der Wortführer der „neuen" oder Oppositionspartei, Küferfränzel genannt, gewaltig auf: „Da sieht man wieder, wie schmutzig und nur auf ihr Meinwohl bedacht unsere Gemeinderäte sind!" Der Kirchmeier sagte zu dem Ammann: „Hatte ich nicht recht, als ich da wegen dieser Rechnung abriet?" worauf jener gelassen erwiderte: „Bah, lassen wir den Küfer poltern, was kann er gegen uns ausrichten, was?"

„Er wird den Fall vor die Gemeind' bringen."

„Bring er's doch! wir haben ja in allen Fällen die Mehrheit für uns, die Mehrheit!"

Der Bannhofjoggeli aber sagte sich: „Gut, daß die Sach mich nichts angeht, daß ich diesmal nicht mit dabei gewesen bin, hm, hm. . . Dieser Husten", ächzte er — „wenn nur dieser Husten nicht wär und der Druck auf der Brust! Und die steifen, lahmen Beine! Da muß ich allzeit die Stube und den Ofen hüten und draußen die Knechte schalten und walten lassen, wie es eben geht. Gestern haben sie bei der Holzfuhre umgeworfen und ein Wagenrad zerbrochen samt der Deichsel. Wie könnt es anders gehen, wenn niemand nachschauen tut. Hätten wir unsern Jungen, statt ihn studieren zu schicken, zu Haus' behalten beim Bauerngeschäft — nun wär' er in den kräftigsten Jahren, nun könnt' er statt meiner bei der Arbeit sein in der Scheune, im Wald, überall . . ." Nachdem er einen Hustenanfall überwunden, fuhr er in seinem Selbstgespräche mißmutig fort: „Aber sie taten es erzwingen, da mit dem Bub! Und wie er, statt zu verdienen, Geld kostet — Geld und wieder Geld, es wird mich noch unter den

Boden bringen! Nachts, wenn ich erwach', muß ich immer an das Elend mit dem Jungen denken, und kann dann den Schlaf nicht mehr finden — wie sollt' ich da nicht von der Kraft kommen? Und sie, die Regine, schickt ihm noch Geld, daß ichs nicht wissen oder merken soll — aber so dumm ist der Joggeli doch nicht, o nein! Letzthin, als sie das Halbdutzend Ferkel verkaufte, bekam ich dafür bloß siebzig Fränklein — sind die Ferkel denn auf einmal so spottbillig geworden? Und der Erlös aus dem Anken, den Eiern u. s. w., wo kommt's hin? Zu frühern Zeiten hab' ich alle Jahr' ein hübsches Sümmchen zurücklegen können, und jetzt? Wenn's noch lang so fortgeht, werd' ich ein Schuldenbauer sein, ach, ach!" stöhnte er.

Freilich hütete er sich wohl, diese melancholischen Gedanken vor seiner gestrengen Ehehälfte laut werden zu lassen; er würde doch nur das alte Lied von „Kurzsichtigkeit" und „Einfalt" zu hören bekommen haben. —

Frühling war ins Land gezogen.

Eines sonnigen, wonnigen Lenztages kam ein junger Mann mit langen Schritten vom Dorfe her gegangen, direkt auf das Steinhaldenhäuschen zu, pochte mit dem Stocke an die verschlossene Haustüre und trat, als diese aufgetan wurde, rasch ein. Die Häuslerin, Schuhmachers Lisebeth, schaute den Gast erstaunt an, rief jedoch gleich voller Freuden: „Ah, bist du's Hardli, so groß und hübsch geworden, ist es möglich! . . . So setz' dich doch, ich werde dir einen Kaffee bereiten gehen, gleich, gleich. . . . Doch zuvor noch eine Frage: Darf ich immer noch du sagen?"

„O ja, liebe Base, eine andere Anrede würde mich sogar beleidigen! Gestern Abend bin ich aus der Fremde gekommen,

ziemlich weit her, und heute Morgen wandelte mich auf einmal eine mächtige Sehnsucht an, meine Heimat wiederzusehen. . ."

Während die Häuslerin in der Küche hantierte, schaute sich der Gast von der schmalen Fensterbank aus in dem Stübchen aufmerksam um. Wie eng und niedrig erschien es ihm, dem an städtische Wohnungen Gewöhnten, in den primitiv getäferten, altersgeschwärzten vier Wänden. . . Und gleichwohl so unbeschreiblich anheimelnd: der mit Lehm verstrichene und dem Einsturz nahe grüne Kachelofen, auf dem er in seinen Knabenjahren unzähligemal sich wohlig ausgestreckt und erwärmt hatte; an der Wand die beiden auf Glas gemalten alten Heiligenbildchen, die ihrer Wertlosigkeit wegen bei der Verkaufssteigerung von niemand wollten erstanden werden und deshalb hängen geblieben waren, desgleichen das rauchgeschwärzte kupferne Kruzifix, das Haupt des Heilandes mit seltenen Alpenblumen geschmückt, die Hardli selbst vor Jahren noch gepflückt hatte — nun freilich arg verwelkt —; das Wandspind, in welchem er damals seine Schulbücher und in der verschließbaren Schublade der Vater seine Barschaft verwahrt hatte. Dort in der Ecke hatte des Vaters Schlafstätte gestanden. Nun ruhte der Gute schon seit Jahren unter dem Friedhofrasen. Vielleicht schaute er in diesem Augenblicke aus den seligen Räumen auf die Erde hernieder und freute sich seines Sohnes bisherigen Wohlergehens, der glücklich bestanden im Kampfe wider allerlei Gefahren und Versuchungen.

Nachdem er, der guten Base Lisebeth zu Gefallen, den Kaffee getrunken, litt es ihn nicht länger in dem engen Stübchen. Er stieg zu dem Bergwald empor. Wo ehedem noch Jungpflänzlingsschlag gewesen, standen nun dicht gedrängt mannshohe üppige Tännchen. Keine Stelle im Walde, wo er

ehedem nicht gearbeitet hatte auf diese oder jene vorgeschriebene Weise. Dort auf jenem halbverfaulten Wurzelstocke hatte die Weißtanne gestanden, bei welcher sein armer Vater sich die Verwundung und den Tod geholt hatte. Wehmut erfüllte sein Herz. Er stieg höher hinauf. Auf dem aussichtsreichen „Geißhübeli" angekommen, erinnerte er sich der vielen frohen Stunden, die er als junger Ziegenhirte hier oben genossen hatte. Mit dem Rücken an eine uralte Zwergföhre gelehnt, begann er mit heller Stimme den damals unzählige Mal gesungenen lustigen „Geißbub" zu singen. Auch gelüstete ihn, wieder einmal aus voller Brust ein paar hohe kräftige Jauchzer steigen zu lassen, daß es an den Flühen laut wiederhallte und weit hinunter drang zu Tal.

Bannhöfers Evchen half dem Dienstmädchen die Wiesen säubern; plötzlich erhob es das Köpfchen und rief: „Hörst du, Vreni, vom Berg' herunter die hellen Jauchzer? Das ist des Haldenpeters Hardli, gewiß ist er's, ich würd' seine Stimme und Jodler erkennen unter Tausenden, so kann's keiner!"

Hardli war wieder in sein Häuschen hinabgestiegen.

„Du bleibst doch einige Tage hier?" fragte Base Elisabeth.

„Nein, bloß heut!"

„Ich hab' dir ein Bett zurecht gemacht."

„Ich danke dir, Base, aber ich muß morgens wieder bei der Arbeit sein, ich gab mein Versprechen. . . Ich geh' noch auf den Friedhof, auf meines Vaters Grab. Ich danke dir, liebe Base, daß du die Gräber meiner lieben Eltern so gut besorgst und in Ehren hältst. — Dafür sollst du — in zehn Monaten werd' ich meine Volljährigkeit erlangen, also über mein Sächelchen selbst verfügen können, dann, Base, sollst du für diese Stübchen keine Miet' mehr bezahlen."

„Ach, welch' gutes Herz du hast, Gott segne dich dafür."

„Und erhalte dich gesund, Base! Auf frohes Wiedersehen."

„Willst du im Vorbeigehen nicht auch deinen Vogt grüßen? —"

„Nein!" klang es hart und verächtlich. „Den Mann mag ich nicht sehen bis bei der Abrechnung."

„Ich dachte, wenn du etwa Geld vonnöten habest."

„Gottlob ist dies nicht der Fall. Ich verdiene mir genug. Der Herr Förster ist gegen mich so gut, wie ein eigener Vater nicht besser sein könnte; zahlte für mich die Kosten der technischen Zeichnungsschule, sowie er sich erboten hat, auch diejenigen für den demnächst beginnenden Geometerkurs — soweit nämlich meine eigenen Ersparnisse nicht hinreichen — zu tragen. Hat mich dem Herrn Katasterdirektor auf's wärmste zur Verwendung empfohlen."

„Schau, schau! Gelt, gelt!"

„Also nochmals adieu, liebe Base!"

Bannhöfers Evchen sagte, von seiner Arbeit aufschauend:

„Lug dort, Vreni, der dort eiligen Schrittes nach dem Dorf' hingeht, der große schlanke Bursch — das muß der Hardli sein, gewiß. . . Ade, Hardli!" rief das mutwillige junge Mädchen mit lauter Stimme und grüßte von weitem mit der Hand.

„Aber was machst du?" versetzte das Dienstmädchen verweisend; „das ist doch nicht schicklich!"

„Nicht schicklich, meinst du? Einem ehemaligen jungen Nachbar gegenüber? Waren wir doch mit einander so vertraut wie leibliche Geschwister viele Jahre lang; trippelte ihm schon als kleines Putzchen nach, ihm und unserm Edi, auf

ihren Wanderungen in Feld, Wald und Busch, auf dem Schmetterlings- und Vogelfang oder auch nur zu unserm Ergötzen. Und wenn der Edi mich nicht mitfolgen lassen oder helchen*) wollte, nahm er, der Hardli, immer meine Partei an und mich in Schutz; trug mich Kleine über die Gräben und Hecken. . . . Übrigens, — er hat ja meinen Gruß nicht gehört, lugt weder rechts noch links, scheint tief in Gedanken versunken zu sein. Also ist meine Sünd' nicht gar groß, hihihi!"

Die dem jungen Mann begegnenden Dorfbauern schauten diesem, nachdem sie seinen kurzen Gruß ebenso kurz erwidert, neugierigen Blickes nach und sagten: „Das Gesicht kommt einem so bekannt vor". . . . Und als sie vernahmen: „Des Steinhaldenpeters Bub!" meinten viele: „Nicht möglich, wie sollt der in den wenigen Jahren so groß und hübsch geworden sein! Und sein fester stolzer Gang . . . und die habliche, fast herrächtige Kleidung — 's ist schier nicht zu glauben!"

8. Kapitel.

Drei Jahre — in der Weltgeschichte, im Leben der Völker bilden drei Erdenjährchen einen verschwindend kleinen Zeitabschnitt.

In einem Dorfe jedoch, selbst in einem stillen, entlegenen, können sich während einer solchen Periode allerhand merkwürdige Begebenheiten ereignen; hatten sich in unserm Kunkelsweil tatsächlich ereignet.

Ein neuer Seelsorger war eingezogen, ein lebhafter junger Herr, der in seinen Predigten rücksichtslos die Laster geißelte und sich dabei um die Gunst der Bauern, resp. ihre Küchen-

*) Plagen.

geschenke nicht zu kümmern schien. Ist halt von Hause aus reich! suchten die Leute dieses unabhängige Gebaren zu begründen.

In der Dorfpolitik hatte sich eine nicht vorauszusehende hochwichtige Wandlung vollzogen. Der „neuen“ Partei war es gelungen, das „System“ zu stürzen und sich selbst an das Ruder zu setzen.

Dem dicken, gewalttätigen Knuchelhöfer ging das so zu Herzen, daß er am Wahltagabend sein Knechtlein, das, wie er vermutete, heimlich ebenfalls für die „andern“ gestimmt hatte, elend durchprügelte, ja selbst sein unschuldig Weib nicht verschonte, indem er demselben den vorgesetzten Suppentopf samt heißem Inhalt zornvoll vor die Füße warf. Brandwunden und Wehegeschrei — alles achtete er nicht. — Der Krämer, nicht minder aufgebracht, setzte sich ans Pult und schrieb sämtliche Beträge heraus, so ihm das „Pack der Neuen“ schuldete, vergaß auch nicht, einen angemessenen Zinszuschlag in Berechnung zu ziehen, und schwur hoch und teuer, keine Schonung walten zu lassen und sollten die Leute dadurch „auf die Gasse kommen“. Zugleich aber fühlte er sich veranlaßt, die den Gotthard Ruppert betreffende Vormundschaftsrechnung zum zweitenmale, nämlich erheblich anders, abzufassen, fürchtend, die „Neuen“ möchten bei der Revision derselben eine ungewohnte Strenge walten lassen; wodurch allerdings sein Passivsaldo eine für ihn nachteilige Änderung erleiden mußte. . . Der Schweißackerbauer rächte sich für die ihm widerfahrene Unbill dadurch, daß er politischen Gegnern da, wo ihr Land an das seine grenzte, eine Mahde Gras übermähte oder ihnen mit dem Pfluge eine Furche Ackergrund abfuhr.

Am gelassendsten schickte sich unser Bannhofjoggeli in die neugeschaffene Situation. Hatte er doch infolge anhaltender

Unpäßlichkeit seit Jahr und Tag keiner Gemeinderatssitzung mehr beigewohnt. Ja, innerlich freute er sich sogar, bei den stattgefundenen Neuwahlen übergangen worden zu sein und dadurch der dränglichen Mahnung seiner höchst neugierigen Frau Regine: „Geh', Joggeli, geh'!“ endlich enthoben zu sein. Was kümmerten ihn überhaupt die Gemeindegeschäfte, da er seinen eigenen privaten nicht mehr vorzustehen vermochte?

Er war vor der Zeit ein gebeugtes, zusammengeschrumpftes Männchen geworden, dessen beinahe ausschließliche Beschäftigung darin bestand, auf der sonnigen Hausbank oder in der warmen Ofenecke zu hocken und seinen Gedanken nachzuhängen. Und diese Gedanken waren beinahe stetsfort dieselben trüben und trostlosen: Trotz aller angewendeten Sparsamkeit hausete er, seitdem der „Bub“ studieren gegangen, alljährlich zurück. Kein Wunder daher, daß der ökonomisch gesinnte Alte den Kopf so tief hängen ließ.

Frau Regine erging sich ebenfalls in Klagen: „Je älter ich werde, desto mehr muß ich werken und überall nachschauen, nicht nur im Hause, sondern auch draußen bei den Feldarbeiten. Es ist ein Elend, daß man ihn — damit meinte sie ihren Ehegatten — so ganz und gar nicht mehr rechnen kann . . Die Leut' schmeicheln mir, ich seh' immer noch so gesund und kräftig aus. Was sollte geschehen, wenn dem nicht so wär', frag' ich?“ Ihre Laune verschlechterte sich zusehends, jedermann im Hause hatte darunter zu leiden, selbst ihr kränkelndes, hüstelndes Männchen nicht ausgenommen, mit dem sie beständig etwas zu „nirben“ hatte. Eine Ausnahme hiervon bildeten die Fälle, wenn Joggeli für seinen Studenten einem neu errichteten Schuldscheine seine notwendige Unterschrift beizufügen hatte; da buck sie ihm die duftendsten Pfannkuchen und überhäufte

ihn mit Zärtlichkeiten, bis er, des Widerstandes müde geworden, endlich willfahrte.

Hans äußerte sich zu dem Viehknechte: „Man merkt es jedesmal, wenn sie dem Jungen wieder einen Schübel Geld haben schicken müssen. Dann soll's an uns Dienstboten erspart werden. Früher gab es an den Sonn- und Feiertagen zu dem Speck auch Rindfleisch. Seit zwei Jahren ist's damit vorbei. Nur noch fetten Speck. Ja, dieses Jahr kriegen wir solchen bloß noch ein- oder zweimal in der Woche. Und das Gemüs' — hast du heut mittags gesehen, wie die Rüben gekocht waren? So mager und trocken, man hätt' sie rauchen können. Mich wundert's nur, daß die Vreni —"

„O die Vreni," versetzte Nazi höhnisch, — „für die Vreni ist mir nicht bang! Die ist beim Anrichten, und auch sonst gibt's in der Küch' allzeit was auszulecken und insgeheim zu bräuseln — ich hab's mal gesehen, bin mal dazu gekommen, als ich ein bissel früher die Milch einbrachte, ich bin nicht so dumm, wie die Kappe scheint, ich!"

„Nun," fuhr der Pferdeknecht in entschlossenem Ton fort, „sie sollen's mir büßen. Ich fordere mehr Lohn oder gehe fort, suche eine andere Stell'. Ja das tu ich!"

„Und ich auch, schon auf Michaeli!"

Frau Regine suchte im Haushalte auf jede mögliche Weise Ersparnisse zu erzielen. Dabei gelangte sie zu dem Entschlusse, die Dienstmagd abzudanken; stieß dabei jedoch auf großen Widerstand und zwar von einer Seite, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatte.

„Wie," sagte Joggeli, „die Vreni fortschicken, gerade jetzt, da die wichtigen Herbstarbeiten vor der Türe stehen?"

„Dafür ist ja das Evchen da."

„So, das junge Mädchen soll sich abschinden, meinst du. Gut, bin auch einverstanden. Dann aber soll unser Student, der nächstens in die Kavanz kommt, ebenfalls die Hacke und Mistgabel zur Hand nehmen und mit den Knechten 'nausgehen auf's Feld. Sonst aber nicht!"

Mein Edi, dachte die Bannhöferin entsetzt, gemeine, schwere Bauernarbeiten verrichten und daran sich die feinen weißen Hände verderben? Oder gar davon krank werden? Nein, das konnte ihr zärtliches Mutterherz unmöglich zugeben. Lieber die Vreni noch eine Weile im Dienst behalten!

Bei diesem Anlasse aber gewahrte sie zum ersten Male, daß, wie ihr selbst der Sohn, so ihrem „Alten" das Mädchen ans Herz gewachsen war. Ei, wie sollte es nicht? dachte sie ordentlich böse und eifersüchtig. Da heißt es ja jeden Morgen: Wie hast du geschlafen, Vater? Was wünschest du, Vater? Und das Bipäppeln hinten und vornen.

Evchen selbst ahnte von diesen Vorgängen nichts; die unfreundlichen Worte und Blicke seiner Mutter suchte das äußerst gutmütig und friedsam geartete Mädchen bei sich zu entschuldigen: Sie hat so vieles zu kümmern und zu sorgen — wie könnte sie dabei immer bei guter Laune sein?

Diese Stimmung änderte sich erst, als vom Dorfe her die Kunde eintraf: „Edi ist angekommen, hat bei des Altstatthalters Einkehr genommen."

Die Bäuerin rief voller Freude: „Evchen, Vreni, habt ihr gehört? Der Edi ist da! Nun hurtig die Schlafkammer gelüftet und das Bett zurecht gemacht! Und in der Küche — ist doch noch Feuer im Herd und Kaffee gemahlen?" Aus Dankbarkeit für die überbrachte freudige Nachricht kaufte sie von der aus dem Dorfe gebürtigen Hausiererin einen ganzen

Arm voll Schwefelhölzer und fragte: „Also Ihr habt ihn gesehen? Wie sieht er aus?"

„Hat ein dunkles Schnauzbärtchen, ist aber bleich und mager."

„Das kommt halt von dem vielen strengen Studieren. Um so mehr wird es meine Pflicht sein, ihn während der Kavanzzeit nach Möglichkeit wieder aufzufüttern", lautete ihr Entschluß.

Nach einer Weile ließ der wachsame Hofhund ein zorniges Knurren hören; und von dem Wiesenfußsteige her rief eine bekannte männliche Stimme: „Na, du alter Narr, kennst mich denn nicht mehr? Hehehe."

„Der Edi!"

„Ja, da bin ich, Mutter! Aber müde und höllenmäßig durstig — ein Glas Most, ein Königreich für ein Glas Most. Ich hätte, sagte er, Euch und Evchen gern ein Krämchen mitgebracht, doch waren meine Moneten alle gegangen, kaum besaß ich noch soviel Kleingeld, um das Bahnbillet zu lösen und mir einige Zigarren zu kaufen."

„Ach, du armer! Nun aber bist zu Haus, sollst weder Hunger noch Durst mehr leiden."

„Ich freute mich längst auf die Butterküchlein —"

„Sollst haben, schon morgen zum Kaffee und ich habe den Anken daraufhin gespart schon seit Wochen. Aber was seh' ich, du hinkst!"

„Ja, weißt Mutter, das kommt von unserm feuchtfröhlichen Abschiedskommers her, da tat ich beim Verlassen der Kneipe einen Fehltritt, hehehe! Macht nichts, bloß so eine Hautschürfung am Knie, wird bald geheilt sein."

Des folgenden Tages bemerkte der Student: „Was ich sagen gewollt: In dem Maße, wie du an Leibesfülle zunimmst, Mama, schaut Papachen hinfällig aus, ganz bedenklich."

„Das sagen alle, die ihn schon lang nicht mehr gesehen haben. Drum auch hab' ich schon manchmal sehnlichst gewünscht, daß du Doktor würdest, es schon wärest. Kann das noch lange gehen?“ forschte sie.

„So schnell, wie du dirs vorzustellen scheinst, gehts halt nicht. Dazu gebraucht es erst noch einige Semester Universität.“

„Einige Sester? Versität?“

„Etliche Jährchen Hochschule, wenn du das besser verstehst . . . Auch ist's noch gar nicht ausgemacht, daß ich Arzt werden will . . . Lieber Jurist.“

„Was ist das?“

„Rechtsgelehrter, Advokat.“

„Aber die Leute sagen, die Advokaten seien Schelme!“

„Nicht alle, Mutter, nicht alle, hehehe!“

„Könntest du nichts lernen, das schneller vor sich ginge?“

„Schneller vor sich ginge?“

Die Bäuerin schloß das Stubenfenster sachte zu, damit nicht etwa ihr auf der Hausbank hockender Mann ihre Worte vernehmen konnte, und fuhr dann mit gedämpfter, zögernder Stimme fort: „Ja, weißt du, 's ist wegen der großen Unkosten, wegen deinem Vater . . . Wenn du sehen und hören könntest, wie der deswegen oft wunderlich tut und jammert . . . Und um es offen zu sagen, ich selbst hab' mir die Sach' ebenfalls nicht so kostspielig vorgestellt.“

Der Student brummte etwas in sich hinein, das klang wie „Philisterei“.

„Du darfst darüber nicht höhn*) werden, Edi! Über mich, die dir allzeit die Stange gehalten, schon gar nicht. Ja, wenn du wüßtest — ach, wenn du alles wüßtest!“

*) beleidigt.

„Ei, was denn?“

Die Bäuerin schwieg und entfernte sich; denn von der Hausbank her war die Stimme ihres Mannes laut geworden: „Ich nähm' ein Schüsselchen Tee, Regine!“ Auch war es die hohe Zeit, an das Bereiten der Mittagsmahlzeit zu denken.

Edi hatte seinem Reisekoffer eine große Cerevispfeife entnommen; er stopfte dieselbe und begab sich, um sie in Brand zu stecken, in die Küche hinaus. Dort begann seine Mutter aufs neue.

„Ich muß nochmals — hab's nicht ungern'! — von der Sach' anfangen, ein kurzes, wohlmeinendes Wort. Wie des Altstatthalters mir gesagt haben, hat des Müllers Jean für all' sein Studieren bloß etwa dreitausend Franken gekostet. Und ist doch Aktuar, also ein gemachter Herr geworden.“

„Du willst sagen Gerichtsschreiber? Gerichtsschreiber!“ wiederholte er in sehr geringschätzigem Tone.

Die Bannhöferin wußte nun, daß ihr Sohn sich mit einer Beamtenstelle nicht begnügen würde, sondern nach etwas Höherem, nach dem Höchsten strebe. Und was konnte sie eigentlich dawider haben? Er muß das ja besser verstehen, als wir einfältige Bauernleute, dachte sie. Und die Ehr', die hohe Ehr' auch für uns! Allerdings das Geld, das ferner aufzubringende Geld! Doch werden wir, wie's wohl in andern Häusern auch geschehen ist, uns in Gottesnamen dreinfügen müssen. Ich tät's ja gern', aber er, der Joggeli!“ seufzte sie sorgenvoll.

Edi dagegen sann ganz anders. Er hatte befürchtet, schon längst befürchtet, die Seinigen möchten einmal seine Studienzeugnisse sehen wollen. Und waren die „Alten“ auch ungebildet, eine schlechte Note würden sie gleichwohl von einer

guten zu unterscheiden die Fähigkeit haben; sie oder doch gewiß Schwester Evchen. Nun war diese Furcht beseitigt; ja seine Eltern schienen von der Existenz von Studienzeugnissen nicht einmal Kenntnis zu haben. Und was der Mutter Klagen bezüglich der Studienkosten betraf und Väterchens Jammern — galten denn, so sagte er sich, des Baunhöfers nicht von jeher als reiche Bauernleute, und bin ich nicht ihr einziger Sohn? Wie können da die paar Tausend Fränklein schwer ins Gewicht fallen? Es tut ihnen nur weh, sich von dem Geld zu trennen, das ist der ganze Schmerz, besonders bei Papachen!

Sein angeborner Leichtsinn hatte plötzlich wieder die Oberhand gewonnen; die brennende lange Tabakspfeife im Munde, schlenderte er in dem schattigen Baumgarten herum und zerrte aus lauter Mutwillen unreife Äpfel von den herabhängenden Baumästen herunter, versuchte dieselben über das Scheunendach zu schleudern oder damit eines der weidenden Hühner zu treffen; oder pfiff und summte lustige Kommerslieder vor sich her, und rief der in der Küchentüre erscheinenden Mutter zu: „Ich rieche Braten — ist's der gestern geschlachtete Küngel*)? Vergeßt nur nicht den Gartensalat mit den Eiern, hehehe!" Den Most ging er sich selbst aus dem Keller heraufholen, leerte schon vor dem Essen eine volle Kanne und beschwichtigte die sanitarischen Bedenken seiner Mutter mit der sorglosen Bemerkung: „O, das tut mir nichts, wir Studenten haben ausgepichte Magen, hehehe!"

Mit seinem Vater pflog Edi sehr wenig Umgang, noch schenkte er demselben sonderliche Beachtung. Wußte er doch,

*) Kaninchen.

daß es die Mutter war, die des Hauses Scepter führte mit beinahe souveräner Gewalt, und man daher in allen Dingen und bei jeglichem Begehr sich an sie wenden mußte. In früheren Jahren hatte er auch Väterchen lieb gehabt, seiner großen Gutmütigkeit und Nachsicht wegen; nun aber war derselbe ein freudloses, mürrisches Männchen geworden, nichts als Hüsteln und Ächzen den lieben langen Tag. Dazu die scheuen und fast feindseligen Blicke, die er seinem Sohne zuwarf — wie hätte dieser länger als gerade notwendig in seiner Nähe weilen mögen?

Der flotte Student begann sich auf dem entlegenen Gehöfte und bei dem ihn blutwenig interessierenden Bauerngewerbe schon nach wenigen Tagen zu langweilen — deshalb teilte er seiner Mutter mit: „Ich geh' ein bißchen bummeln, meine da und dort wohnenden Studiengenossen besuchen, tour-à-tour." Und nachdem sein leer gewordener Geldbeutel wieder Inhalt erhalten hatte, trat er wirklich seine Bummelreise an und zwar ohne es der Mühe wert zu halten, seinem noch zu Bette liegenden Väterchen und der bereits bei der Feldarbeit sich befindenden Schwester Adieu zu sagen. Seiner Mutter — das vergaß er nicht — hatte er zuvor noch eingeschärft: „Sorge dafür, daß bei meiner Rückkehr das Geld bereit liegt — gehört?"

„Ach ja, das Geldbeschaffen, welche Sorge, welche Qual!" seufzte jene überlaut.

Das Nämliche wiederholte sich, mit unwesentlichen Variationen, bei den nächstfolgenden Herbstferien.

9. Kapitel.

Edi befand sich auf der Hochschule. In Übereinstimmung mit seinem ebenfalls der Rechtswissenschaft sich widmenden

Busenfreunde „Gambrinus“ hatte er der berühmten Isarstadt den Vorzug gegeben.

Wie sehnsuchtsvoll und von allerhand mütterlichen Besorgnissen gequält harrte die Bannhöferin auf eine Nachricht von ihrem geliebten Sohne. Und als nach mehreren Wochen endlich ein Brief eintraf — „da sieht man“, — meinte sie, „wie gelehrt der Edi bereits geworden ist, er schreibt, daß man's kaum lesen kann.“ Doch ja; Evchen brachte es nach langem Entziffern schließlich heraus, wenigstens den hauptsächlichen Inhalt des Briefes: „Wechselfieber gehabt —“

„Ach, du grundgütiger Gott!“

„Tut doch nicht so jammern, Mutter! Da steht es ja gleich hernach: Bin wieder notdürftig hergestellt; doch müsse ich mich schonen, sagt mein Äskulap.“

„Äsklap?“

„Ja. Wird der Name seines Doktors sein.“

„Schonen? Ich fürchte nur, er tut's nicht, geht bei feuchtem Wetter oder gar zur Nachtzeit aus! Wir wollen ihm noch ein paar wollene Strümpfe schicken und ein gestricktes Wams und ein Paar warme Finkenschuh', und dem Vater seine Pelzkappe mit den Ohrenklappen, die jener doch nur ein- oder zweimal getragen.“

„Hihihi!“

„Was lachst du, Evchen?“

„Ein Student mit Finkenschuhen und mit altväterischer Pelzkappe auf dem Kopf', hihihi!“

„Ei, was rätst du denn?“

„Ihn ruhig lassen. Denn da steht es ja: Gestern abend wieder zum erstenmal in der Hofbräu gewesen. Bock mundete mir vortrefflich —“

„Bock?“ fiel die Bäuerin ein. „So kann es unmöglich heißen!“

„Doch ja. So wird nämlich, wie des Hirschenwirts Lieschen mir mal gesagt, das Doppelbier genannt. Und wenn unser Edi solches vertragen kann, wirds mit seiner Gesundheit so schlimm nicht stehen.“

Die Bäuerin begann nach einer Weile wieder: „Aber einen gesottenen Schinken werd' ich ihm schicken, wie wir ja jedesmal nach dem Einschlachten getan.“

„Ich bitte, laß auch das sein, Mutter! Bedenke die weite Entfernung und daß, eh' die Eßwar' an Ort und Stelle käm', sie verdorben sein wird. Behalten wir den Schinken lieber für uns, für kommende Weihnacht; und die Blut- und Leberwürst — laß' mich diese für den Edi bestimmten lieber zu armen Leuten tragen, zu der Nachbarin Lisebeth hinüber, die ihres lahmen Armes wegen seit Wochen nichts mehr schaffen und verdienen gekonnt.“

„Immer diese Lisebeth, immer deine armen Leut'! Du gibst den Armen viel zu viel, Mädchen; das heißt nicht auf's Hausen bedacht zu sein!“

„Du gabst doch früher auch, Mutter.“

„Ja, früher —!“ Die Bäuerin stand im Begriffe, zu sagen: Ja, früher war es was anderes, da vermochten wirs, steckten noch nicht in Schulden. . . Doch verschluckte sie das unliebsame Geständnis. Denn sie hätte notwendig beifügen müssen: Wegen des Edi . . . Und das brauchte Evchen nicht zu wissen.

Der Winter war diesmal mit außerordentlicher Strenge aufgetreten.

Unser gegen die Kälte ganz besonders empfindliche, blutarme Bannhofjoggeli sah sich genötigt, entweder fortwährend

das Bett zu hüten oder hüstelnd und den Kopf mutlos hängen lassend auf der warmen Ofenbank zu kauern.

Draußen in der Scheune bewegten sich zwei ältere Knechte umher, der eine bucklig, der andere hinkend, einer langsamer und unbehilflicher denn der andere. Zu der herabgesetzten geringen Löhnung waren halt bessere Leute nicht erhältlich. Nun, wenigstens einen Vorteil boten sie, nämlich die große Anspruchslosigkeit bezüglich des ihnen gebotenen Essens; wenn ihnen nur von Zeit zu Zeit der Käfer*) erschien, gaben sie sich schon zufrieden, stopften vergnügt ihr Pfeifchen und verrichteten ihre Obliegenheiten etwa nach dem Grundsatze: Komm' ich nicht heut', komm' ich doch morgen.

Nun, so lange Weg und Steg arg verschneit waren, ging das schon an. Als jedoch der Frühling anrückte mit seinen mannigfachen dringenden Arbeiten auf Wiese und Feld! „Es will dies Jahr gar nicht vom Flecke gehen!" rief die Bannhofbäuerin ungeduldig aus. „Diese lahmen, ungeschickten Knechte, 's ist zum Verzweifeln. Der Ärger wird mich noch krank machen! Und daß er — sie meinte damit ihren Joggeli — sich um gar nichts mehr annimmt, sondern alles mir überläßt, das Anordnen und Antreiben — wo gibts eine solch geschlagene Frau, wie ich eine bin!" klagte sie.

Evchen nahm ihren Vater in Schutz: „Daß er schwach und kränklich geworden, dafür kann er ja nichts . . ."

„Doch ja, kann er dafür!" fiel ihr die Mutter unwillig ins Wort. „Letztes Spätjahr bin ich eigens für ihn ins „Horn" zum Wunderdoktor gegangen und brachte ein heilsames Lungentränklein mit nach Haus'. Was tat er, dein Vater, damit? Nahm ein oder zweimal davon und ließ das übrige

*) Wohlfeilste Sorte Branntwein.

stehen; behauptete in seiner Einfalt oder besser gesagt in seinem Eigensinn, die Mixtur tät ihn aufholzen."

„Aber wenn er auch keine Besserung davon verspürte, sondern eher das Gegenteil."

„Ach was, den Glauben muß man daran haben. Aber eben der fehlte ihm. Drum ist er selber schuld, er allein!"

Ein anderesmal klagte die Bannhöferin: „O dieses mühsame, verdrießliche Bauerngeschäft! So wie dies Jahr, war's mir noch nie verleidet. Kein Tag ohne Verdruß und Ärger! Aber ich halt's so nicht lange mehr aus — daß ich eine Närrin wär! Sobald unser Edi Advokat ist — was hoffentlich nicht mehr lange gehen wird — tu' ich das Gut verpachten, und zieh' zu ihm in sein Herrenhaus."

„Und der Vater?" fragte Evchen.

„Der — nun der kann ja auch mitkommen — in die Hinterstube, wo ihn niemand husten hört."

„Und ich, Mutter?"

„Du? Darüber kann man später noch reden. Du kannst das Kochen erlernen, ich meine das Feinkochen, und beim Edi Köchin sein."

„Köchin werden, herrliche Plättlein bereiten Tag für Tag und ebenfalls davon genießen dürfen? O, das will ich schon, hihihi!" lachte das Mädchen und leckte sich vor Lust und Übermut die Finger.

Endlich nach vielen Mühen waren die schweren Werke vorbei. Evchen durfte sich dessen ebenso sehr freuen, wie ihre tiefbekümmerte Mutter, hatte es doch dabei schwere Arbeiten verrichten müssen, die sonst nur dem Mannsvolke zukommen, würde man's doch mit den beiden alten lahmen Knechten sonst zu keinem Ziele gebracht haben.

Zu frühern Zeiten war im Bannhofhause, wie in allen bessern Bauernhäusern, der Schluß der Ernten durch eine Freudenmahlzeit, wobei der Wein nicht fehlen durfte, gefeiert worden. Seit drei Jahren gab Frau Regine keine „Sichleten" mehr. Die Ursache ist uns bekannt — der Edi, ihr Edi!

Die Sehnsucht nach ihrem in weiter Ferne weilenden Sohne war neuerdings erwacht. Sie rechnete und sagte es laut: „Noch zwei Wochen und er wird da sein zur wohlverdienten Kavanz." Vor freudiger Erwartung vergaß sie beinahe alles um sich her.

Der Postbote brachte einen Brief, einen Münchner Brief. „Von ihm!" jubelte das Mutterherz. „Brich auf, Evchen, lies! Wann kommt er?" — Das Mädchen las erst für sich selbst, um die sehr nachlässigen Schriftzüge besser entziffern zu können. Endlich sagte es, den Brief zusammenfaltend, „er kommt noch nicht, Mutter, kann noch nicht kommen" —

„Noch nicht kommen? Warum denn nicht, sprich?"

„Er schreibt — er schreibt da von einem Wechsel, der vorerst noch eingelöst werden müsse. . . . Sowie, daß wir ihm zu dem Zweck so schnell als möglich tausend Franken schicken sollen."

„Tau — send Franken?"

„Ja, da lies selbst, hier steht deutlich geschrieben und dazu noch dick unterstrichen ein Tausend."

Der bereits zur Ruhe gegangene Vater Joggeli mußte in der Nebenstube jene laut gesprochenen Worte vernommen und die Bedeutung derselben verstanden haben. Denn er stöhnte schmerzhaft und deutlich vernehmbar: „Oh, oh! Wär' ich doch tot!"

Selbst die sonst so mutige Frau Regine stand da völlig ratlos und verzweifelt. Von Schlafen konnte bei ihr in jener Nacht keine Rede sein, doch als der frühe Morgen tagte, schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. „Man kann den Jung' doch nicht im Elend stecken lassen!" sagte sie zu Evchen. „Auch kennen wir ja die Umständ' nicht — es können ja ganz traurige gewesen sein, Unglück oder schwere Krankheit. Drum — reich' mir das Sonntagskleid und hol' den Hut herunter!"

„Wohin willst du gehen, Mutter?"

„Zu Statthalters; und, wenn notwendig, in's Städtchen hinunter. Das Geld muß beschafft werden."

Die Bäuerin eilte fort, und kehrte erst gegen Abend wieder nach Hause zurück; begleitet von einem hagern, bebrillten Herrn, dem in der Gegend wohl bekannten Winkelbankier Blau. Derselbe erbot sich, die in der Eile benötigte Summe zu leihen — gegen hypothekarische Sicherheit, „natürlich!" Und zwar genügte ihm die bereits verpfändete Brunnmatt schon nicht mehr, vielmehr mußte die „Erlen" genannte große Wiese verschrieben werden. Er trug den bezüglichen Akt bereits bei sich, es mangelte bloß die Unterschrift des Schuldners. Umsonst bat die Bäuerin: „Genügt meine Unterschrift nicht auch?" — Der Geldmann beharrte darauf: „Eures Gatten Namen muß sein, dieser allein hat Gültigkeit."

Ach, bangte Frau Regine, was wird er dazu sagen? Er wird sich weigern. Und was dann? Diesmal täuschte sie sich. Joggeli hatte wieder einen „bösen" Tag gehabt. Blaß und hinfällig saß er in der Nebenstube, in dem ledergepolsterten hohen Stuhle, und hustete öfter denn sonst. Und als ihm seine größere dickere Hälfte in süßestem Tone ihr Anliegen

vorbrachte, da ächzte er: „Ich tu' ja, was ihr wollt. . . für die wenige Zeit, so ich noch zu leben — zu leben hab', wird's — wird's schon noch langen. . ." Mit zitternder Hand ergriff er die dargebotene Feder und kritzelte mühsam seinen Namen hin.

Der Bankier steckte den Schuldschein ein, zählte die tausend Franken — nach Abzug einer angemessenen Provision — auf den Tisch hin, und empfahl sich. Die Bäuerin begleitete ihn in den Scheunenhof hinaus, wo zu seiner Heimfahrt das mit dem alten Schimmel bespannte Bernerwägelchen bereit stand, darauf befahl sie: „Nun das Geld hurtig auf die Post tragen, Evchen, keine Minute verlieren — gehört? — Ach, so müd und abgespannt bin ich mein Lebtag noch nie gewesen!" klagte sie, sich schwerfällig auf das niedrige Ofenbänklein niederlassend. „Der mühsame, weite Weg in's Städtchen und wieder zurück; und den ganzen Tag vor Angst und Aufregung nichts genossen. — Ich bin halbtot! Und das alles seinetwillen. . . So entsetzlich viel Geld brauchen und dazu noch Schulden machen — hat man schon so etwas gehört? Ich mag es kaum erwarten, bis er nach Haus' kommt. Ja, komm' er nur, ich werde ihm den Kopf waschen, daß er daran denken tut, ja ja, das werd' ich!"

Eine Woche später traf wieder ein Brief ein. „Von ihm", rief Frau Regine. „Er wird das Geld erhalten haben und uns nun den Tag seiner Ankunft melden, damit wir ihn auf der Eisenbahn abholen können."

Sie irrte sich. „Er kommt nicht nach Hause", sagte Evchen, nachdem es das Schreiben entziffert hatte.

„Nicht — nach — Hause?"

„Nein. Sondern gedenkt die Ferienzeit zu einer Bummelreise in den Harz zu verwenden, in Gesellschaft eines werten Freundes.“

„Wie sagst du, in das Harz? Erst noch war er tief im Pech und nun will er in's Harz —?“

„Das ist ein Gebirg, Mutter, so steht's im Geographiebüchlein.“

„Gebirg hin, Gebirg her!“ eiferte jene. „Uns so zu behandeln, 's ist geradezu unverantwortlich — mich, seine Mutter, die alles für ihn getan und ausgestanden hat!“

Zum erstenmale war sie auf ihren Sohn ernsthaft böse. Doch was konnte sie tun? Ihn kategorisch nach Hause berufen? Das würde bereits zu spät sein, dachte sie; denn bis der Brief in dem München anlangt, wird er, der Edi, wohl nicht mehr dort, sondern schon abgereist sein. Und was erreichte ich damit? Daß er sich erzürnte und aus Zorn noch weitere Dummheiten begehen tät'. Denn er ist schon kein Bub mehr, den man nach Belieben schulmeistern kann, sondern ein junger Mann, der auf dem Punkte steht, ein angesehener, gelehrter Herr zu werden. Es würde ihm gar noch das Studieren verleiden oder ihn darin stören, ihm und uns zum Schaden.

Sie erinnerte sich, erzählen gehört zu haben, daß der im Städtchen praktizierende Doktor Weiß in seinen Studentenjahren ebenfalls so eine Art Nichtsnutz gewesen, der seinen Eltern durch seinen großen Geldverbrauch schrecklichen Verdruß gemacht habe. Und ist hernach doch der sehr geschickte Herr Doktor geworden, der berühmteste weitum. Läßt sich das nicht auch von unserm Edi erwarten? Jugend ist nicht Tugend, hieß es schon vor alten Zeiten. Hernach kommen die richtigen

Verstandesjahre. Wohl auch bei unserm Edi . . . So tröstete sich die Bannhöferin.

Es stand jedoch noch Weiteres in dem Briefe; etwas sehr Wichtiges. Nämlich das Ersuchen: „Geld rüsten für das nächste Semester . . . Ihr wißt schon wie viel, Mutter, mindestens die nämliche Summe wie das letzte Mal. Bitte es an meine Adresse zu senden, poste restante München . .“

Soeben tausend Franken. Und nun, in kürzester Zeit darauf, die beinahe doppelte Summe beschaffen zu müssen, das war eine harte, jedoch, wie die Dinge standen, nicht zu umgehende Aufgabe. Wer A gesagt hat, muß notwendig auch B sagen. Und hier stand zu Großes, die Zukunft eines hoffnungsvollen Sohnes auf dem Spiele. Der Bäuerin Entschluß war bald gefaßt. In aller Eile und mit Vermeidung jeglichen Aufsehens veräußerte sie zwei hochträchtige Milchkühe nebst einem jungen Zuchtstiere, verkaufte ein bedeutendes Quantum Hafer und Gerste, ließ sich die Summe vorauszahlen. Das alles konnte sie tun ohne Mitwirkung ihres Mannes, ja sogar, was eigentlich die Hauptsache, ohne sein Mitwissen, indem er, äußerst hinfällig geworden, seit langer Zeit sich um die Ökonomie nichts mehr kümmerte.

Evchen erhielt den Auftrag, die erneute Geldsendung mit einem Begleitschreiben zu versehen, etwa des Inhaltes: „Hier das Geld. Hoffentlich wird's diesmal langen. Denn wenn du wüßtest, welche Müh' und Arbeit mich das gekostet hat. Ich bitte Dich, mach doch keine leichtsinnigen Streiche mehr, sondern lerne brav und sparsam sein und fleißig beim Studieren. Und trage Sorge für Deine Gesundheit, laß den Bock lieber Bock sein. Und gedenke auch Deiner Lieben zu Haus'. Schreib' uns dann und wann, wie es Dir geht. Schreib' auch einmal

des Altstatthalters, es wird sie freuen und dir und mir von Nutzen sein . . ."

Statt einer Antwort schickte der stud. juris bloß seine Photographie ein.

„Schau, schau!" rief Mutter Bannhöferin erfreut und erstaunt aus. „Ja, ja, das ist unser Edi, ganz leibhaftig! Nur etwas männlicher und gelehrter geworden — deucht's dich nicht auch, Evchen?"

„Das tut das erstarkte, dunkle Schnauzbärtchen und der Zwicker auf der Nase."

„Aber der seltsame Kittel —"

„Das ist ein Schnürrock, Mutter, wie's scheint's bei den höhern Studenten Mode ist."

„Und die hohen Kniestiefel, und die Reitpeitsche —"

„Auch das wird bei ihnen so Gebrauch sein — was wissen wir einfältigen Bauernleut? Ach, wenn man auch mal in die schöne große Welt 'nausgucken könnt, zu Edi reisen könnt nach dem herrlichen München!"

„Aber wo denkst du hin, Mädchen, woher sollten wir das Geld nehmen? Und auch sonst — nein, das kann doch dein Ernst nicht sein!"

„Hihihi!"

Mutter Regine konnte sich nicht enthalten, Edis Bild auch ihrem Joggeli vorzuweisen; klagte jedoch hernach: „Er hat's nicht einmal recht angelugt. Ich fürchte, er wird uns noch ganz blödsinnig werden; so halb ist er's schon." Bei sich dachte sie: Aber laut darf man das nicht sagen. Denn wenn's die neuen Gemeinderät' vernähmen, sie wären imstande, ihn zu bevogten. Und wer müßte darunter leiden, wer anders als der arme Edi und ich.

Am Fuße der Photographie waren einige Worte gekritzelt. Doch selbst Evchens scharfes, geübtes Auge vermochte sie nicht zu verstehen. „Muß Latein oder sonst eine fremde Sprache sein“, meinte es. „Das wäre aber recht närrisch.“

Außer einem kurzen Neujahrsgruße ließ unser Hochschüler lange Wochen nichts mehr von sich hören. Seine Mutter suchte ihn zu entschuldigen: „Er ist halt so sehr in's Studieren vertieft . . .“

Da, Ende des Märzmonates, traf von ihm endlich wieder ein Brief ein. Wie freute sich darüber die Bannhöferin und war zugleich auf den Inhalt gespannt. Doch kaum hatte Evchen denselben zur Hälfte vorgelesen, als die sonst so nervenstarke Frau vor Schreck förmlich erblaßte und mit entsetzter, tonloser Stimme ausrief: „Wie, schon kein Geld mehr? Alles verbraucht und sogar noch liederliche Schulden gemacht?“

10. Kapitel.

Des folgenden Sonntags — draußen herrschte prächtige Frühlingswitterung mit Sonnenglanz und Mückentanz, Vogelsang und Veilchenduft, drinnen aber, in der dumpfen Bannhof-Bauernstube, saß einsam die Bäuerin in tiefes, trübes Brüten versunken und manchmal schwer aufseufzend. Die Wanduhr verkündete die erste Nachmittagsstunde.

Soll ich mich auch sonntäglich umkleiden? fragte sich Frau Regine. Ach wozu? Freude habe ich ja doch an nichts mehr, sondern lauter Kummer und Verdruß, kaum zu ertragen. „Der Edi, der Edi!“ stöhnte sie. Da nahten sich von außen her rasche menschliche Tritte, es wurde an die Stubentüre gepocht, und auf das einladende „Ja“ trat mit höflichem Gruße ein hochgewachsener, städtisch gekleideter junger Mann ein, der

in geschäftlicher Angelegenheit den Hausherrn oder die Hausherrin zu sprechen wünschte . . .

Eine halbe Stunde später, nachdem der Besuch sich wieder entfernt hatte, kam Evchen leichtfüßig und mit lebhaft geröteten Wangen nach Hause geeilt. Ohne das aufgeregte Wesen ihrer Tochter wahrzunehmen, begann die Bäuerin:

„Es war soeben ein fremder Herr da.“

„So, ein fremder?“

„Ja. Ich schämte mich ordentlich vor ihm, immer noch werktäglich gekleidet zu sein. Doch schien er glücklicherweis' nicht darauf zu achten; er tat sehr höflich und sagte“ — die Bäuerin sprach das Folgende mit vorsichtiger, gedämpfter Stimme, damit ihr in der Nebenstube weilender Mann es nicht hören sollte — „er habe vernommen, sagte er, daß wir unser Bergwäldchen zu verkaufen gedächten. Ich antwortete Ja. Worauf er versprach, morgen wieder zu kommen; denn an einem Sonntag schick' es sich nicht, Geschäfte zu machen. Scheint ein recht ordentlich junger Herr zu sein, jedenfalls kein Schwindler oder Betrüger.“

„Und du kanntest ihn nicht?“ versetzte Evchen lächelnd.

„Ei, wie sollt' ich, da ich ja so wenig von Haus' wegkomme!“

„Nun, so höre denn: Es war des Steinhaldenpeters Hardli.“

„Der Hardli? So groß und stattlich geworden, mit fast vornehmem Aussehen? Unmöglich!“

„Ja, so ging's mir ebenfalls.“

„Dir? Wo hast du ihn denn gesehen?“

„Drüben in seinem Häuschen, bei seiner Base Lisebeth. Ich war just daran, der kränklichen, lahmen Lisebeth, die seit

langem nicht mehr zur Kirche gehen kann, aus einem Andachtsbuch etwas vorzulesen, als der Herr eintrat. Die beiden grüßten sich gar herzlich und vertraulich. Ich wollte mich gleich entfernen, doch die Base bat mich: „Bleib doch da! Du und der Hardli werdet euch doch nicht vor einander fürchten. . .“ Er machte große Augen und ich staunte ebenfalls. Drauf reichte er mir die Hand und sagte: „Aber wie du groß und hübsch geworden bist, Kleine!“ — „Und erst du!“ fiel ich ein, ihm die Hand sachte entziehend. Ich spürte, daß ich errötete und wollte gehen. Er duldete es aber nicht, sondern nötigte mich auf die Bank zurück. Ich mußte von zu Haus erzählen, ob Vater und Mutter gesund seien. Er fragte auch wegen Edi, wie lang er schon auf der Universität sei.“

„Aber du sagtest doch nichts wegen seinem großen Geldverbrauch?“

„O nein, so was tät ich nicht ausschwatzen . . . . Hernach begann er auf mein Befragen von sich selbst zu erzählen; freilich in aller Kürze. Denkt Euch, Mutter, er ist Förster und bereits seit einem Jahr Angestellter des großen Eisenwerkes Halligen, besorgt die sämtlichen Holzeinkäufe. Jedenfalls eine angesehene und gut bezahlte Beamtung.“

„Ei, was du da sagst! Dem armen Haldenpeter sein Bub, der ehemals kein ganzes Kleid am Leib' trug, und so froh gewesen ist über das ihm gereichte Stücklein Brot, nun Förster geworden — ich kann's fast nicht begreifen!“

Die Bäuerin dachte an ihren eigenen Sohn und seufzte kummervoll: Ach, hätte er doch ausstudiert und wäre ebenfalls am Ziel! — während Evchen sich in Gedanken fortwährend mit ihrem ehemaligen jungen Nachbar beschäftigte. Jedenfalls, sagte sie sich, muß er ungemein fleißig gelernt haben und sehr

tüchtig sein. Wie hätte er sonst die große Gunst erwerben können?

Von dem Bannhofhause weg begab sich unser Gotthard Ruppert in's Dorf hinunter, um sich im „Hirschen" für die Nacht ein Zimmer zu bestellen. Die dort anwesenden Bauern erkannten ihn ebenfalls nicht mehr, lugten ihn fremd und neugierig an. Und er selbst fühlte kein Bedürfnis, sich ihnen vorzustellen, sondern kehrte, nachdem er an dem Glase Wein ein wenig genippt, wieder nach seinem Vaterhäuschen, zu Base Lisebeth zurück. Dort angelangt bemerkte er, einen Blick zum Fenster hinaus werfend:

„Da drüben, bei des Bannhöfers, scheint vieles anders geworden, der große Wohlstand bedeutend gesunken zu sein. Davon zeugen, statt des frühern mächtigen Düngerstockes, der schlecht gepflegte unansehnliche Misthaufen, die herrschende Unordnung um die Scheune herum, das schadhaft gewordene Hausdach samt dem abgebröckelten Kamin, alles, was man sehen kann."

„Der Edi, mußt wissen, der Edi ist an allem dem schuld", erklärte die Base.

„Tut er denn so verschwenderisch?"

„Man sagt so, man erzählt sich darüber absonderliche Dinge, obschon seine Mutter es verheimlichen will."

„Ihr sieht man den Kummer und die Sorgen deutlich an. Die erst vor Jahren noch so stattliche blühende Frau ist ja beinahe völlig ergraut und voller Runzeln. . . . Und ihr Mann? Der kam mir gar nicht zu Gesichte."

„Läßt sich kaum mehr blicken, der arme Joggeli. Hockt allzeit drinn in der Stube oder liegt zu Bett. Altersschwäche, Geistesschwäche, ein vorzeitiges langsames Dahinsiechen."

„Da braucht man sich über vieles nicht mehr zu wundern. Wenn auch gewissermaßen ein Nörgler, war er doch ein trefflicher Landwirt, verstand sich auf die Vieh- und Pferdezucht wie selten einer. . . Es ist wahrhaft traurig, daß es drüben so zugeht.“

„Gewiß, gewiß. Am meisten kann mich dabei das Evchen dauern. Seit die Dienstmagd aus lauter Sparsamkeit entlassen worden ist, muß das arme Mädchen werken schier über Gebühr; und findet dafür nicht einmal die verdiente Anerkennung. Jedes Kleid muß es sich von der Mutter förmlich erbetteln. Alles wird dem Edi und seiner Liederlichkeit dahin geopfert.“

Beide schwiegen. Nach einer Weile begann der junge Mann, wie aus tiefer Träumerei erwachend, aufs neue:

„Ja, das Evchen! Wie sich das entwickelt hat, ganz merkwürdig!“

„Nicht wahr?“ fiel die Base bestätigend ein.

„Der ebenmäßige schlanke Wuchs, die mächtigen aschblonden Zöpfe, das fein geschnittene blühende Gesichtchen und das herrliche fromme Augenpaar, das gleichwohl so gescheit und schalkhaft drein gucken kann.“

„Gelt, gelt! Und erst das Gemüt solltest du kennen, ihr herrlich Gemüt! Bei aller Anstrengung und Zurücksetzung kein Murren noch Klagen, auch nicht ein Laut. Und wie viel hundertmal, so oft sie zu Haus' nur abkommen konnte, ist sie, die angesehene junge Bauerntochter, zu mir altem, kränklichem Wesen herüber gekommen, um mir das Bett zu machen, ein warmes Süpplein zu kochen, aus einem frommen Buche vorzulesen oder andere Gefälligkeiten zu erweisen, mich zu trösten und aufzumuntern — vergelt ihr's Gott! . . . Und noch

eine andere schöne Seite an ihr: Ist nicht putzsüchtig, sondern nimmt mit einfacher Kleidung vorlieb, hält sich von den schlimmen Dorfmädchen und jeglichem Klatsch fern; pflegt ihren Vater — wie schlecht wäre der arme alte Joggeli daran ohne die sorgsame zärtliche Pflege seiner Tochter. . . Ein Mädchen, wie gesagt, nicht hoch genug zu schätzen! Ja, ich kenne nur noch einen so guten Menschen. Und der bist du, Hardli! Denn wenn ich bedenk', daß du mir seit Jahren auf gütigste Weis' den Hauszins geschenkt —"

„Ich bitte, Base, kein Wort mehr davon!" klang es beinahe rauh.

Der junge Forstmann richtete seinen Blick abermals zum Fenster hinaus, nach dem nachbarlichen Bauerngehöfte hinüber. Soeben stand ein großes schlankes Mädchen am Hofbrunnen. Evchen, dachte Hardli; Evchen schon wieder werktäglich gekleidet und im Haushalte tätig! . . Er wandte den Blick nicht von ihr ab, bis sie mit dem gefüllten Wassereimer ins Hausinnere verschwand.

Des anderen Morgens befahl die Bannhofbäuerin: „Räume in der Stube ordentlich auf, Evchen, und kehre auch den Hausgang!"

„Ist schon geschehen, Mutter! Sepplis kotige Stallholzschuh' hab' ich hinter die Türe geschoben."

„Recht so, denn er wird kommen, du weißt wohl, wen ich meine! Und da wollt' ich nicht, daß es unordentlich aussehen tät."

Ich erst recht nicht! dachte das flinke schöne Mädchen, mit dem Staublappen eifrig hantierend.

„Ach, da ist er schon — zieh die Stübchentür zu, Evchen!"

Die Bäuerin reichte dem Eintretenden die Hand und sagte freundlich: „Grüß Gott, Hardli, — wenn ich so sagen darf.“

„Ei, warum denn nicht?“

„Ich hab dich gestern nicht erkannt, und du tatest dich auch gar nicht verraten.“

Der junge Mann lächelte. Die Bäuerin fuhr fort: „Ja, ja, so geht's halt auf der Welt. Die jungen Leut' wachsen empor und die alten trägt man zu Grabe. . . . Auch unser Edi wird sich seit den letzten zwei Jahren verändert haben — ich wollt', er wär' ebenfalls da.“

„Das wäre auch mein Wunsch, Frau Nachbarin.“

„Er studiert immer noch Justus oder wie man dem Ding, dem Advokatenhandwerk sagen tut.“

„Ich weiß, ich weiß!“

„Nur gehts damit sehr langsam von statten.“

„Wie bei all den gelehrten Wissenschaften.“

„Ich hab' mir das nicht so vorgestellt. Hätt' ich das vorgewußt — nun, wenn's am End nur gut herauskommt.“

„Das wollen wir hoffen.“

„Und um von unserer Sach zu reden — setz' dich doch — setzt Euch doch, Herr Jungförster!“

„Nichts Herr da, wenn ich bitten darf.“

„Evchen, tu' dem Gast was aufwarten, ein Gläschen Kirsch!“

„Ich danke, Frau Nachbarin, ich trinke keine geistigen Getränke.“

„So?“ Wieder mußte die Bäuerin seufzend an ihren Sohn denken, an den der Genußsucht in hohem Grade huldigenden leichtfertigen Studenten.

Draußen im Scheunenhofe erhob sich ein mit Hülferufen untermischter Lärm. Evchen eilte rasch hinaus: Seppli, der alte bucklige Viehknecht, hatte ein junges Öchslein zum erstenmale ins Freie, zur Tränke führen wollen, war jedoch von dem übermütigen, unlenksamen jungen Tiere überwältigt und zu Boden geworfen worden. Evchen gelang es, das in der Hofstatt herumspringende Kalb mit Schmeichelworten zu sich heran zu locken und es beinahe ohne Gewaltanwendung zum Brunnen zu führen.

Hardli, welcher dem Vorgange durch das Stubenfenster zugeschaut hatte, wandte sich wieder der Hausherrin zu und sagte:

„Also, Frau Nachbarin, um von Euerm Bergwäldchen zu sprechen — die Gesellschaft, die ich vertrete, ist geneigt, es zu kaufen und dafür einen sehr anständigen Preis zu zahlen."

„Den Boden möchten wir behalten."

„Versteht sich."

„Und auch so viel stehendes Holz, als für unsere Haushaltung notwendig ist."

„Ganz nach Euerm Belieben, Frau Nachbarin! Ich werde das Wäldchen sogleich besichtigen gehen und über den Bestand eine möglichst genaue Schatzung vornehmen. In zwei Tagen hoffe ich damit fertig zu werden. Ihr könnt von Euch aus dasselbe tun lassen, ebenfalls durch einen Sachverständigen."

„Nun — wenn's nicht gerade notwendig ist — lieber nicht! Das gäbe ja ein Gered' unter den Leuten. Will wenigstens erst Euer Angebot vernehmen."

„Gut. Ich werde Euch weder täuschen, noch übervorteilen, Ihr könnt darauf zählen."

„Während Eurer Arbeit seid Ihr natürlich unser Gast."

„Wen meint Ihr mit dem „Ihr"? Bitte mich zu dutzen, wie es in frühern Jahren geschehen ist!"

„Ich darf schier nicht — es schickt sich wohl nicht. Doch, wenn du's durchaus so haben willst . . . Also wirst du diese Tage über bei uns essen und schlafen?"

„Bezüglich des Essens nehme ich Euere Einladung dankend an. Schlafen jedoch werde ich drüben in meinem Häuschen, Base wird mir ein Bett herrichten."

„Soll ich jemand mitschicken ins Wäldchen hinauf?"

„O, den Weg kenne ich genau von meinen Knabenjahren her. Wir Kinder haben ja denselben viel hundertmal begangen, um Beeren zu pflücken oder uns zu tummeln. Also auf Wiedersehen!"

Die Bäuerin begleitete den Gast bis vor die Haustüre; und während sie ihm nachschaute, dachte sie: Welch ein stattlicher junger Mann. Der Bart macht ihn älter, als er eigentlich ist. Auch verständig ist er, weit über seine Jahre hinaus, und so manierlich — ich wollt' gern', unser Edi wär auch so!

Der Weg zu dem Bergwäldchen hinauf führte eine Strecke weit über die ebenfalls ansteigende „Obermatte". Dort war Evchen mit dem Säubern der Wiese beschäftigt. Man konnte von weitem sehen, daß das fleißige Mädchen beim Nahen Hardlis sich beinahe erschrocken umwandte und hernach laut und hell auflachte. Die beiden sprachen miteinander, doch nur kurze Zeit. Der junge Förster stieg mit langen Schritten den Berg hinan. Punkt zwölf Uhr traf er zum Mittagessen ein, aß rasch, sprach wenig und machte sich wieder fort an seine Arbeit.

Als Evchen ihrem Vater das Essen brachte, fragte dieser: „Ich hörte in der Stube draußen einen Fremden reden — wer war's?"

„Der Hardli, Vater, des Haldenpeters Hardli."

„Kenn ihn nicht, hm, hm! .... Was wollte er hier, he?"

Das Mädchen war um die Antwort sehr verlegen. Zu seinem Trost trat die Mutter, die jene Worte vernommen haben mußte, in die Schlafstube ein und erklärte: „Holz kaufen will er, Joggeli!"

„So, Holz kaufen. Hm, hm! Nun so ein paar Klafter können wir schon entmangeln, so ein paar Klafter, hm, hm! Aber nur nicht etwa zu viel, Regine, daß es dem Wald nicht schaden tut."

Die Bäuerin erwiderte nicht. Was hätte sie erwidern sollen? Etwa, daß ihr Edi Geld bedürfe, schrecklich viel Geld, und es auf andere Weise nicht aufzubringen sei. Nein, das durfte und wollte sie ihrem Manne nicht bekennen.

Nach erfolgtem, ziemlich späten Feierabend setzte sich der Jungförster zu Evchen auf die Hausbank. Die Unterhaltung der beiden Nachbarskinder drehte sich um höchst unwichtige Dinge, Erinnerungen aus der gemeinsam verlebten frohen Kinderzeit: und das „weißt du noch? Da und da — das und das" wollte schier kein Ende nehmen — kleine Abenteuer und übermütige Jugendstreiche — bis die eintretende nächtliche Dunkelheit sie daran gemahnte, daß Schlafenszeit gekommen.

Der nächstfolgende Abendsitz gestaltete sich schon länger. Die Bäuerin war auf der Ofenbank eingeschlummert, und als sie erwachte, rief sie, sich schwerfällig erhebend und die Augen ausreibend: „Evchen! Evchen, bist du noch draußen? Es muß spät sein, sehr spät!"

„Ich komm', Mutter, ich komm'!"

Bei dem Eintreten in die Stube entschuldigte sich das große schöne Mädchen: „Der Mond war aufgegangen und der Abend so ausnehmend lau. Und Hardli erzählte mir seine Erlebnisse, seit er von hier fortgegangen. Ach, welch' harte und freudlose Jugendzeit hat er durchmachen müssen! Allezeit unter fremden Leuten sein, elternlos und all seine oft sehr trüben und mutlosen Empfindungen in eigener Brust verschließen müssend. Nichts als lernen und schaffen, schaffen und lernen schier Tag und Nacht, schaffen ohne Ermüdung verraten zu dürfen, schaffen schier über Gebühr, um sich die Schulbücher und kostspieligen Instrumente anschaffen zu können. Denn derjenige, der sich seiner als zweiter Vater angenommen hatte, war infolge Bürgschaftsverpflichtung arm geworden, aus Verdruß und Herzeleid krank, und starb vor der Zeit dahin, seinen Pflegesohn sich selbst und seinem Schicksale überlassend. Oftmals war er, der Hardli, nahe daran, den Mut sinken zu lassen, doch sein Gottvertrauen und seine eigene zähe Willenskraft hielten ihn stets aufrecht. Es gelang ihm ohne sonderliche Anstrengung und gestützt auf seine praktischen Kenntnisse — ich wiederhole hier seine eigenen Worte — das Feldmesserexamen zu machen. Und nachdem er sich auf diesem Gebiete wieder einiges Geld verdient hatte, begab er sich auf die Forstschule. Hier warteten seiner die härtesten Entbehrungen: ein eiskaltes Zimmer, mittags ein kärgliches Essen und abends bloß ein Bissen trockenes Brot — ach, wie herzlich konnte er mich dauern. Und wie sehr muß man ihn bewundern, daß er trotz allen Hindernissen und Widerwärtigkeiten so tapfer aushielt bis ans Ende, bis er schließlich, nach großer Anstrengung, auch das Försterpatent in der Tasche hatte. Oder

ist es nicht so, Mutter, mußt du's nicht selbst auch sagen? . . . Und wenn ich ihn mit unserm Edi vergleich —"

„Schweig mir davon!" fiel die Bäuerin rauh und gebieterisch ein. „Ich duld's nicht, diesen Vergleich anzustellen, und verbiet' es dir, zu diesem Hardli von unserm Edi überhaupt 'was zu schwatzen — gehört?"

„Du brauchst mir das gar nicht zu verbieten, Mutter! Noch zu keinem Menschen hab' ich wegen meines Bruders je was gesagt, und wenn die Leute mich ausforschen wollten, ihnen allezeit ausweichende oder gar keine Antwort gegeben; ich mußte ja wohl."

Des nächsten Tages erklärte der junge Forstmann, mit seiner Arbeit fertig zu sein. Er breitete vor der Bäuerin eine Planskizze aus und sagte: „Seht hier diese östlich vom Bergwege befindliche und mit Blaustift gezeichnete kleine Abteilung soll Euch verbleiben, für Euern Hausbedarf ausreichend auf viele Jahre. Das übrige Holz habe ich abgezählt Stamm für Stamm, nämlich die mehr denn 20 Centimeter Durchmesser haltenden; und hernach meine Berechnung angestellt . . . Ich kann Euch — natürlich die Genehmigung meiner Prinzipale vorbehalten — für das uns abzutretende Bau- und Brennholzquantum viertausendsiebenhundert Franken bieten. . . Beim Fällen und Abführen des Holzes soll der Jungwuchs so viel möglich geschont werden . . . Seid Ihr's so zufrieden, Frau Nachbarin?"

Ein solch hohes Angebot hatte die Bannhöferin schon gar nicht erwartet, es überstieg ihre kühnsten Hoffnungen. „Viertausendsiebenhundert Franken — ja, ja, ich bin damit einverstanden!" beeilte sie sich zu erklären.

„Gut. Bleibt mir also bloß noch übrig, den Konsens oder zu deutsch: die Einwilligung Eures Mannes einzuholen."

Die Bäuerin fragte erschrocken: „Muß das notwendig sein?"

„Ja. Der Kauf könnte sonst, weil Euer Mann der eigentliche Eigentümer des Wäldchens ist, angefochten werden."

„Er, der Joggeli, kränkelt fortwährend . . . . und ist nicht mehr so recht — so recht hell im Kopfe."

„Ich werde alle Umstände in Berücksichtigung ziehen und so wenig Worte als möglich machen."

„Die Bäuerin führte den Förster in die Nebenstube zu ihrem zu Bette liegenden Manne. Aus den aufgebauschten Federkissen erhob sich langsam eine nicht mehr ganz weiße Zipfelmütze, eine lange und spitzige Nase, ein mit grauen Bartstoppeln besetztes langes Kinn — von dem ganzen aschfarbenen Gesichte war fast nichts mehr zu sehen als Nase, Kinn und die eingefallenen, glanzlosen grauen Äuglein, die den Gast blöde anguckten. Der eingekniffene Mund öffnete sich und sagte: „Seid Ihr etwa der neue Herr Pfarrer?"

„Nein, Vater Bannhöfer, ich bin Euer ehemaliger junger Nachbar, der Sohn des Steinhaldenpeter."

„Ja, ja, den Peter kannt' ich gut, war ein rechtschaffener Mann, hm, hm!"

„Ich habe von Eurer Frau Holz gekauft — droben im Walde."

„Ja, ja, ich weiß, sie haben mir davon gesagt."

„Ihr seid also mit dem Handel einverstanden?"

„Nun — ja — hab' nichts dagegen, hm, hm! So ein paar —" Ein Hustenanfall überkam den Kränkelnden, zudem stieß die Bannhöferin infolge einer ungeschickten Körperbewegung die geblümte Theetasse vom Tischchen herunter, daß sie laut klirrend in Scherben ging, und sagte zu dem Förster gewendet: „Ihr habt gehört, er ist damit einverstanden."

Sie nötigte den Gast, vor seiner Abreise sich nochmals zu Tische zu setzen, und auf diesem prangte der aufgesparte, gesottene Schinken, daneben die Kanne goldener Apfelmost. Evchen tranchierte und bediente mit geschickter, flinker Hand. Alle ihre Bewegungen waren so ungezwungen anmutig; und des sehr hübschen Mädchens muntere, zutrauliche Unterhaltung — so wohlig und heimisch, wie an diesem Bauerntische, im engern Familienkreise seiner ehemaligen Nachbarsleute, hatte Gotthard Ruppert sich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gefühlt; und es tat ihm offenbar leid, sich von der höchst angenehmen Gesellschaft trennen zu müssen. Und Evchen? Als Mutter Regine sie beiseite nahm und bemerkte: „Du solltest ihn höflichkeitshalber eine Strecke Weges begleiten", da sah man es dem Mädchen an, daß ein willkommenerer Auftrag ihm noch nie geworden. Der Bäuerin Nachsatz aber lautete: „Du mußt ihm dabei bedeuten, daß es mir sehr gedient wäre, wenn die Kaufsumme schon zum voraus ausbezahlt würde, oder doch wenigstens die Hälfte. Wenn's verlangt wird, will ich ja gern den Zins vergüten — verstanden?"

Die Bannhöferin schaute den beiden auf dem Wiesenfußsteig langsam Dahinwandelnden aufmerksamen Blickes nach. Ein stattliches Paar, fürwahr! Doch hatte sie ganz andere rein geschäftliche Gedanken: „Wird er auf das Sofortzahlen wohl eingehen?" fragte sie sich bange. Dort bei der Wiesenhecke blieben sie stehen, schwatzten eifrig miteinander. Jetzt wird sie es ihm sagen . . . und nach erhaltenem Versprechen eilig zu mir zurückkehren. Doch nein, sie schreiten nebeneinander weiter, verschwinden jenseits der Hecke, man sieht von ihnen nur noch die Köpfe, bis auch diese im Schatten der soeben sich frisch belaubenden Obstbäume verschwanden . . .

Endlich kam Evchen nach Hause geeilt. Ihre Wangen glühten und ihre Augen glänzten und — „Mutter“, rief sie schon von weitem, „Mutter, sei mir nicht böse, wir haben noch zusammen geplaudert dies und das. Und er bat mich, ihn noch ein bißchen weiter zu begleiten. Er benahm sich so — wie soll ich sagen? — so artig und liebenswürdig.“

„Und wegen des Geldes — gewiß hast du das zu sagen vergessen?“

„Nein, Mütterchen, nicht vergessen.“

„Und?“

„Er versprach, dafür sorgen zu wollen ganz nach deinem Wunsche — wenn immer möglich soll demselben entsprochen werden.“

„Gottseidank!“ seufzte die Bäuerin erleichtert auf. „Er ist doch ein Guter, dieser Hardli.“

„Gewiß ist er das!“ bestätigte Evchen mit weit mehr Wärme, als eigentlich notwendig war. Und zu sich selbst sagte sie während des Umkleidens und des Abendessenbereitens: „Nicht nur ein Guter, sondern ein ausnehmend Braver ist er! Und so gebildet, so höflich und manierlich, so ganz anders als unsere groben, stolzen Bauernburschen; nicht einer unter ihnen, der sich mit ihm vergleichen könnte und nicht des entferntesten!“

„Du hast die Suppe versalzen und den Säuen keine Kartoffeln in die Tränke getan, Evchen! Wie kann man auch so gedankenlos sein!“ schalt die Mutter.

Und daran war der Hardli schuld.

Aber auch dieser trug auf seiner Fußwanderung Gedanken mit sich fort, die mit dem abgeschlossenen Geschäfte in keiner Beziehung standen.

Dieses Bannhofmädchen . . .

Bislang hatte Gotthard Ruppert sich ausschließlich mit seinen Berufsstudien und -Arbeiten beschäftigt und noch kein weibliches Wesen auf sein Jungknabenherz einen tiefen Eindruck zu machen vermocht. Allerdings war, infolge der von ihm beobachteten, sehr zurückgezogenen Lebensweise seine Damenbekanntschaft keine große zu nennen. Immerhin befanden sich darunter Töchter aus dem bessern Bürgerstande, wohlgebildete und hübsche, und die ziemlich deutlich erkennen ließen, daß sie nicht abgeneigt wären, mit dem sehr soliden, aufstrebenden jungen Beamten ein zärtliches Verhältnis anzuknüpfen. Ohne Erfolg. Diesem einfachen Bauernmädchen vom Bannhofe war es vorbehalten, ihn aus seiner großen Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht aufzurütteln. Die hübsche, blühende Gestalt, die ungesuchte, unvergleichliche Anmut ihres ganzen Wesens, der große, natürliche Verstand und die herrlichen Gemütseigenschaften, der ganze sie umgebende keusche Zauber — sie hatte es ihm plötzlich angetan und sein Herz völlig eingenommen.

Er galt bei seinen Patronen wie als sehr gewandter Zeichner, so auch als vorzüglicher Kalkulator. Und gleichwohl sah er sich eines Tages bei Addierung größerer Holzmassen genötigt, die langen Zahlenreihen nochmals aufmerksam zu durchgehen — aus lauter ungewohnter Zerstreutheit. Und bei dem Entwerfen der Planskizze für ein neu zu erbauendes Maschinenhaus, ertappte er sich bei dem Versuche, am Rande des Papiers die Züge eines bekannten hübschen Mädchens, Bannhofevchen genannt, hinzumalen. Er hatte in seinen Feierstunden, teils im angebornen Drange, seine Kenntnisse so viel möglich zu erweitern, teils in der speziellen Absicht, dem Eisenwerke bei Errichtung von Arbeiterwohnungen sich nützlich zu erweisen, das Baufach zu studieren begonnen. Dabei geschah

jedoch öfters, daß die in den Lehrbüchern enthaltenen Pläne plötzlich die Umrisse des Bannhofbauernhauses annahmen mit der grünen Bank davor, auf welcher ein Mädchen saß, ein Mädchen mit wunderlieblichen Zügen und zaubervollen Augen; er glaubte sogar die glöckleinhelle süße Stimme zu vernehmen, das aus ihrem Munde ganz besonders herzlich klingende „Hardli" . . .

Die beiden jungen Leute waren sich örtlich so ferne, durch Berg und Tal von einander geschieden, und einander doch so nahe — in ihren Träumen.

Schließlich erbarmte sich ihrer die Post. Der Geldsendung, welche die Bannhöferin eines Tages erhielt, lag neben dem üblichen Begleitschreiben des Kassierers des Hüttenwerkes auch noch ein Billet bei mit Evchens Adresse. Die Bäuerin beachtete dasselbe nicht, ihr war bloß an dem Gelde gelegen, um damit ihrem in arger Bedrängnis befindlichen Sohne zu Hülfe eilen zu können.

Evchen dagegen steckte das Brieflein hastig zu sich, begab sich damit hochklopfenden Herzens auf ihr Schlafkämmerlein, las und las wieder. Und des folgenden Sonntagnachmittags, nachdem sie sich geeignetes hübsches Postpapier verschafft hatte, schrieb sie so zierlich als möglich: „Lieber Hardli! Du kannst Dir unmöglich denken, wie sehr mich Deine herzlichen Zeilen erfreut und beglückt haben. Auch meine Gedanken weilen stets bei Dir; ich schließe Dich in meine Morgen- und Abendgebete ein. Der Gedanke an Dich und daß Du mich lieb hast, macht mir alle Arbeit leicht und jede Verdrießlichkeit vergessen. Von jedem andern jungen Herrn würde ich annehmen, daß er ein solch ungebildetes Mädchen, wie ich eines bin, nur zum besten halten täte. Von Dir aber kann ich das nicht glauben,

einer solchen Falschheit würde Dein gutes, braves Herz nicht fähig sein —."

„Evchen!"

„Ich komme, Vater, ich komme!" Sie brachte ihm eine Tasse Suppenbrühe und mahnte zärtlich: „So nimm doch, Vater!"

„Mag nicht — nur das Kissen . . . !"

Sie half ihm, sich im Bette aufrichten, schüttelte und bauschte ihm die Kopfkissen zurecht.

„Gut, gut! geh' du nur wieder!"

Sie setzte sich abermals an den Tisch und schrieb: „Lieber Hardli, ich sehne mich ebenfalls sehr darnach, Dich wieder einmal zu sehen, und Dein Versprechen, uns baldigst wieder zu besuchen, erfüllt mich mit größter Freude . . . Ich muß Dir noch berichten wegen meinem armen Vater. Er genießt fast nichts mehr und seine Schwäche nimmt von Woche zu Woche zu, und ich fürchte fast, er wird nicht mehr lange leben. Das scheint auch die Meinung des Herrn Doktors zu sein. Meine Mutter ist ins Dorf gegangen auf die Post."

„Evchen!"

Diesmal war es der Pferdeknecht, der rief, und in der Türe erscheinend, meldete: „Der Seppli ist wieder nicht nach Haus' gekommen, hockt, wie ich vernommen, in der Kreuzgaßpinte am Schnapstischchen und trinkt sich einen Affen an. Du wirst mir wohl beim Füttern helfen müssen, Evchen!"

„Ich komme ja!"

„Ich muß enden", schloß sie ihr Schreiben. „Behüte Dich Gott, mein Lieber, empfange die herzlichsten Grüße von Deiner Eva."

Sie verrichtete die Stallgeschäfte sonder Murren, sang sogar beim Melken der Kühe aus lauter überströmendem Herzglück ein Liedchen um das andere, gleich einer jungen, muntern Sennerin.

„Evchen!“ rief es schon wieder.

„Ja, Mutter, ja!“

„Ich dachte, es wäre gekocht. Und den Säuen ist auch noch nicht gebracht worden!“

„Gleich, gleich, Mutter, ich werde dies alles noch besorgen.“

11. Kapitel.

Der wirtschaftliche Rückgang auf dem Bannhofe konnte im Dorfe nicht unbekannt bleiben, dieser lag jedermann zu klar vor Augen; ebenso die lüderliche Lebensweise des Studenten Edi, so sehr auch seine Mutter bemüht war, dieselbe samt ihren Folgen zu verheimlichen.

Des Hunggelschuhmachers Annalise stand seit Jahren bei einer Stadtherrschaft im Dienste. Bei einem Besuche, den sie ihren Eltern abstattete, berichtete sie: „Unser junger Herr, der Rechtsgelehrter werden will, studiert gegenwärtig in München. Er kennt des Bannhöfers Edi, kennt ihn sehr gut. Konnte in seiner letzten Vakanz nicht genug sagen, wie bunt jener es treibe. Im Kolleg sei er nur selten zu sehen, rutsche fast beständig in den Kneipen und Singtheatern herum, verschlage sein Geld in Gesellschaft lockern Bühnenvolkes . . .“

Und was die Hunggelschuhmacherin wußte, wußte bald das ganze Dorf.

Die Altstatthalterin klagte: „Ach, wie sehr wir Verwandten uns schämen müssen!“

Vetter Kirchmeier brummte verdrossen: „Was Gutes war von diesem Edi eigentlich niemals zu erwarten. Ist schon in der Primarschul nicht viel wert gewesen. Und ihn gleichwohl studieren zu lassen — ich habe ernsthaft davon abgeraten. Doch die hochmütige Regine hatte es sich nun mal in den Kopf gesetzt, aus ihrem Jungen einen Herrn zu machen, und die Altstatthalterin bestärkte sie in dem närrischen Entschlusse — nun haben sie's, nun haben wir's!"

Die Sache wurde auch in einer Gemeinderatssitzung behandelt, freilich nur vorläufig, gesprächsweise. Der Ammann bemerkte: „Wenn die Dinge so stehen, wie die Leute sagen, daß nämlich auf dem Bannhof alljahr neue große Schulden gemacht werden, und das Geld von dem Jungen nur so liederlich durchgejagt wird — wem zum Schaden geschieht dies? Dem Mädchen zum Schaden, das doch allzeit schaffen muß, wie eine gemeine Dienstmagd. Es, das Mädchen wird dadurch in seinem Erbe verkürzt werden, oder ist's nicht so, ich frage?"

„Ja, ja, so ist's, so ist's!"

„Drum — ich werde mich über die Sach gehörigen Ortes so genau wie möglich erkundigen; und wenn es sich so verhält, wie die Kunde geht, dann wissen wir, was wir zu tun haben, nämlich uns des Mädchens pflichtschuldig annehmen und auf dem Bannhof Ordnung schaffen."

„Ja, ja", hieß es im Kreise, „das werden wir tun, hättens vielleicht schon längst tun sollen. Es ist zwar hart, gegen den Joggeli solchermaßen vorzugehen."

„Hat allzeit geschafft und gehaust."

„War aber so einfältig, das Regiment seiner Regine zu überlassen. Nun muß er's büßen. . ."

Der Ammann mahnte: „Für heute genug davon. Gehen wir zu unserm eigentlichen Verhandlungsgegenstand über. . . Wie ihr wißt oder vernommen haben werdet, wurde von unserer ehemaligen Mitbürgerin, der kinderlos gestorbenen Frau Zuckerbäcker Glatz, ein Testament hinterlassen, ein Testament, und darin unserer Gemeinde fünftausend Franken vermacht. Die Hälfte soll dem Kirchenfonds, für Anschaffung einer Orgel zukommen, die andere Hälfte zu einem gemeinnützigen Zweck verwendet werden. Um letztere Summ' handelt es sich nun, nämlich was wir der Gemeinde darüber vorschlagen wollen. . . Ich habe darüber mit dem Pfarrherrn gered't."

„Was meint er?"

„Wir sollten das Geld der Arbeitsschul' zuhalten, damit aus dem Zins armen Schulkindern Hemdentuch und Strumpfgarn angeschafft werden könne."

„Gar nicht übel!"

„Nein, gar nicht übel."

„Ihr seid also damit einverstanden?"

„Ja!" erklärten alle.

Nicht so die Gemeindeversammlung, die eines Sonntagsnachmittags darüber endgültig zu beschließen hatte.

Der Pfunghöfer beantragte, die zweitausendfünfhundert Franken dem Wucherstierfonds, der immer noch nicht hinreiche, einzuverleiben.

Bloß mit zwei Stimmen Mehrheit vermochte der gemeinderätliche Vorschlag durchzudringen.

Die Frau Ammännin, sonst schlichtweg Küferin genannt, erzählte ihrem Manne bei seiner Rückkehr von der Gemeindeversammlung: „Des Bannhöfers Evchen kam atemlos ins Dorf geeilt und schluchzte beständig vor sich hin. Sie ging die

Pfarrhausglocke ziehen. Worauf der Pfarrherr bald darauf mit dem Allerheiligsten ihr folgte . . ."

Zwei Stunden nachher wurde bekannt: „Der Bannhofjoggeli ist gestorben."

Der Tod hatte des bloß noch ein Scheinleben fristenden Männchens sich erbarmt und ihn in ein Reich hinübergeführt, wo es keine häuslichen Verdrusse, noch Schuldscheine mehr zu unterschreiben gab. Der ärgste aller Verdrusse, die bevorstehende Bevormundung — auch diese Demütigung sollte ihm gnädiglich erspart bleiben.

Evchens Trauer um den Verstorbenen war eine ebenso tiefe, als aufrichtige. Er war ihr stets ein sehr gütiger und nachsichtiger Vater gewesen. Sie hatte Zeit ihres Lebens von ihm kein ungutes Wort vernehmen, noch weniger eine Züchtigung erleiden müssen, o nein! Und noch während der letzten Wochen seiner auszehrenden Krankheit — wenn auch sonst für niemand mehr, für sie, seine Pflegerin, hatte er stets noch ein freundliches, kurzes Wort oder einen dankbaren, zärtlichen Blick gehabt. Und sein frommes, kindliches Gemüt — ihr war, als ob mit seinem Hinschiede der gute Geist aus dem Hause gewichen.

Auch die gestrenge Frau Regine schluchzte überlaut. Sie gedachte nicht ohne Gewissensbisse der vielen Zurücksetzungen, die sie während den letzten Jahren ihrem Männchen hatte zu teil werden lassen, an die zahlreichen Verheimlichungen — alles wegen ihrem Edi.

Evchen sagte, ihren Tränen gewaltsam Einhalt gebietend: „Wir werden dem Edi auf dem schnellsten Weg' Nachricht geben müssen, nämlich per Telegraph, damit er sich, wenn immer möglich, zum Begräbnis einfinden kann — nicht wahr?"

Mutter Regine erwiderte nach einigem Besinnen: „Die Zeit dafür ist wohl zu kurz. Und zudem — er würde sich nur aufregen und das könnte seinem Studieren schaden. Nach einer Woche zwar wird er ja ohnehin nach Hause kommen in die Vakanz. Drum lassen wir das Telegraphieren lieber bleiben. Denken wir an das Gräbtmahl, das gerüstet werden muß, an die vielen Leut', die kommen werden — mir bangt davor, vor den großen Kosten! Denn, wenn ein Großbauer stirbt, ist die halbe Welt blutsverwandt. . ."

Der Bannhofjoggeli tot und begraben, und der Leichenschmaus vorbei. Und schon erklang das Sterbeglöcklein wieder. Diesmal galt es der einsamen Bewohnerin des Steinhaldenhäuschens. Als der Postbote mit einem Briefe in der Hand das niedrige Stübchen betrat, da lag die Lisebeth, das kleine Kruzifix in den über die Brust gekreuzten knöchernen Händen, bleich und starr zu Bette.

Der Brief aber war von Hardli abgesendet; er erkundigte sich darin nach dem Befinden der lieben Base, welche er bat, Evchen ein freundlich Grüßchen auszurichten. Von ihrem plötzlich eingetretenen, schwerkranken Zustande schien er so wenig wie die andern Leute eine Ahnung gehabt zu haben.

An dem Leichenbegängnis des armen alten Mädchens nahmen nur acht Personen teil, die allernächsten Anverwandten, sowie Hardli und Evchen. Es stand halt kein Leichenschmaus zu erwarten.

Hardli und das Bannhofmädchen traten miteinander den Rückweg an. Sie schritten nur langsam fürbaß, denn sie hatten sich so vieles zu sagen. Man sah Evchen abwechselnd lächeln und weinen. In dem knapp anliegenden neuen Trauerkleide sah sie noch reizender aus als sonst. Ihr Begleiter

konnte sie nicht genugsam anlugen; und ihre, ein ungewöhnlich tiefes, weiches Gemüt verratenden Reden — er hätte so mit ihr bis ans Ende der Welt wandeln mögen; doch schon waren sie am Scheidewege angekommen.

Des Mädchens freundliche Einladung, sie nach Hause zu begleiten, beantwortete er: „Es ist mir augenblicklich nicht möglich. Die Erben der seligen Base werden sich in dem Häuschen einfinden, um über die wenigen Habseligkeiten Teilung zu halten. Auch muß ich dafür sorgen, daß die Stuben gereinigt werden und jemandem den Hausschlüssel übergeben. . . Hernach dann, mein Lieb, etwa nach zwei, drei Stunden!"

Er fand sich nachmittags wirklich ein. Doch konnte zwischen den beiden Liebenden eine vertrauliche Unterhaltung nicht stattfinden. Wich doch die Bäuerin absichtlich nicht von der Stelle und zeigte kalte mißtrauische Blicke. Evchen begleitete den Gast eine kurze Strecke Weges und gleich nach ihrer Rückkunft wurde sie von der Mutter strenge zur Rede gestellt:

„Dieser da — du, des Bannhöfers einzige Tochter, wirst dir doch von diesem ehemaligen Holzhackersbub nicht ernsthaft den Hof machen lassen, will's nicht hoffen! — Dem jungen Keuchelhöfer, dem angesehensten Großbauernsohn, hast du schon bei seinem ersten Kiltbesuch den unhöflichen Abschied gegeben — "

„Ein Großhans, und dummer grober Kalli! Weiß nichts zu reden, als von seinen Rossen, den stärksten der Welt, und vom Raufen und Dreinschlagen, wobei er stets der Held aller Helden — nein, das könnt' ich nicht ausstehen! Während der Hardli — wohl ist er eines armen Waldarbeiters Sohn, doch brav und sehr gescheit; und so ausnehmend manierlich; hat durch unermüdlichen Fleiß und eigene Kraft sich eine sehr ge-

achtete Stellung erworben, mit einer Besoldung, die, wie ich merken konnte, derjenigen unseres Pfarrherrn gleichkommen tut. Und kann's vielleicht noch höher bringen."

„Bleibt aber gleichwohl nur des Haldenpeters Bub!" klang es hochmütig und höhnisch.

„Und ich?" versetzte das in ihrem Herzinnern tief verletzte Mädchen. „Wer bin ich denn? Darf ich's sagen, Mutter, was des Kirchgaßbauern Lise, weil sie fürchtete, ich tu ihr ihren Hans abstehen, mir vorgehalten hat?"

„Ei, was denn?"

„Ich brauch', sagte die Lise, den Kopf nicht so hoch zu tragen. Wegen meinem Reichtum schon gar nicht. Denn wenn's noch etliche Jahr' so fortdaure, werde der Edi, der Nichtsnutz, wohl alles verputzt haben."

Die Bäuerin stand da mit großen Augen und offenen Mundes. Redeten die Leute so von ihrem Sohne? Sie glaubte doch, alles geheim gehalten zu haben . . . Und Evchen — es war das erste Mal, daß ihre einfältig scheinende fromme Tochter diese häuslichen Dinge zur Sprache brachte und zwar in einem Tone, aus welchem bittere Klage deutlich herauszuhören war.

Was sollte sie, die stolze Bannhöferin, darauf erwidern? „Die Leut'", verlautete es endlich — „die Leut', wo dir solches vorgeschwatzt haben, sind einfach schlechte Leut', die dich aufweisen wollen. Ich verbiete dir, an solche Lügen zu glauben . . . Und" — sie blickte an die Wanduhr — „es ist Zeit, daß dich umkleidest und an die Arbeit gehst."

Inzwischen setzte der junge Forstmann seine Fußreise nach dem Amtsstädtchen nur lässig fort. Es waren zu mancherlei Gedanken, mit welchen er sich dabei beschäftigte.

Der Base unvorhergesehener Tod. Die Mietsleute, so sich für das Häuschen bereits gemeldet hatten und unter welchen er die Wahl treffen sollte. Und vor allem Evchen. „Das Mädchen ist in jeder Beziehung ein wahres Bijou!" sprach er voller Liebesenthusiasmus laut vor sich her. „Es mir zu erringen, dafür soll mir keine Anstrengung zu groß sein. Ich fürchte keinen Widerstand, auch den der Mutter nicht — wenn nur es, das fromme, herrliche Geschöpf selbst, mir treu bleibt!"

Das Städtchen war erreicht. Gotthard Ruppert fühlte Müdigkeit und Durst. Deshalb trat er in das Bahnhofrestaurant ein. An demselben Schenktische, an welchem er sich niederließ, saß, vor sich ein Gläschen Cognac, ein junger Mann von studentischem Aussehen, und schien in tiefe Träumereien versunken zu sein. Die Züge desselben kamen ihm so bekannt vor. Endlich entschloß er sich, ihn anzureden: „Erlauben Sie — mich dünkt, wir sollten uns kennen."

Der Studiosus erhob die schläfrigen Augen und näselte: „Ich hab' nicht die Ehre —"

„Doch ja, nun bin ich der Sache sicher — die Stimme — du bist der Edi, des Bannhöfers Edi. Dein Schnurrbart hatte mich einen Augenblick daran zweifeln lassen, aber nur einen Augenblick."

„Und Sie — und du? Ach, nun geht mir ebenfalls ein Licht auf, trotz deinem Vollbart — der Hardli, nicht wahr?"

Die beiden ehemaligen Jugendgefährten hatten sich erhoben und schüttelten sich freudig die Hände.

„Diese zufällige Begegnung — hehehe!" lachte der Student — „die müssen wir doch bei einer Maß Gerstensaft

feiern. Leider sind mir die Finanzen ausgegangen, bis an diesen elenden Obolus hier, hehehe!“

Der Förster bestellte eine Flasche Bier.

„Was sagst du, eine?“ rief sein Gegenüber. „Damit läßt sich ja kaum die Zunge recht feuchten, hehehe!“

„Ich kann nicht weilen, in fünf Minuten kommt mein Zug.“

„Der Zug — wohin?“

„Nach Halligen — bin Angestellter des dortigen Hüttenwerkes.“

„Ah — so, Angestellter!“

„Und du — wann hoffst du dein Examen ablegen zu können?“

Diese Frage kam dem Studenten augenscheinlich etwas unbequem.

„Ja, weißt du“, erwiderte er leichthin und sich in den Stuhl zurücklehnend, „ja, weißt du, das Ochsen ist nicht meine Sache und nach dem Philistertum gelüstet mich vorderhand ebenfalls nicht. Will lieber noch einige Semesterchen den Freuden und Genüssen eines bemoosten Hauptes huldigen, hehehe! . . . Bitte, Freund, eine Zigarre!“

„Tut mir leid, ich rauche nicht.“

„Dann wirst du doch so freundlich sein, mir ein Fränklein zwei zu pumpen? Von hier bis nach Hause sind's noch reichlich zwei Stunden, und diese in einem Marsche zurückzulegen, wird man mir bei dieser trockenen Luft doch nicht zumuten wollen, hehehe!“

Der Förster drückte seinem Freunde ein Fünffrankenstück in die Hand und verabschiedete sich, denn der Bahnzug kündigte sich an.

„Es ist schade, daß du schon gehst", meinte der Student. „Wir hätten zur Feier unseres Wiedersehens noch einen Ganzen stürzen können."

„Und deine Heimkehr?"

„Oh, ob einige Stunden früher oder später, drauf kommt's nicht an. Wär' ich nicht auf dem Trockenen gesessen, würd' ich vor einer Woche doch nicht nach Haus' gekommen sein."

„Ade!"

„Addio, Amicus, hehehe!"

Als Hardli im Bahnwagen saß, sprach er zu sich selbst: Welch' ein leichtsinniger, leichtlebiger Mensch! Ja, man dürfte füglich einen noch weit stärkeren Ausdruck gebrauchen. Und er fügte mitleidig hinzu: Armes Evchen, wie sehr kannst du mich dauern!

Soeben hatte die Mitternachtsstunde geschlagen, als ziemlich heftig an die Pforte des Bannhofhauses gepocht wurde und zugleich Pferdegeklingel sich vernehmen ließ.

„Wer ist da?" rief der Bäuerin Stimme zum Fenster hinaus.

„Ich! Mach' nur endlich auf!"

„Ach, der Edi!" klang es freudig zurück. — „Evchen, wach' auf, der Edi ist da!"

Die Bäuerin war so aufgeregt, daß sie nur mit Mühe das Licht anfachen und die Haustüre aufschließen konnte. Denn seit zwei Jahren hatte sie ihren Herzens- und Schmerzenssohn nicht mehr gesehen.

Nun kam er in die Stube getreten.

„Ach Gott, du schwankst! Sollte dir unwohl sein?"

„Unwohl! Nein — das gerade nicht, aber dem Kronenwirt zu — zu Renndorf sein verteufelt starker Yvorne —

hehehe! . . . Ah, salut, Evchen! Aber welch ein flott Dirndl du geworden bist, muß wahrhaft staunen!"

Er ließ sich schwerfällig auf die Tischbank nieder und rief mit lauter Stimme: „Heda, Jean, oder wie du heißen magst, komm' herein! Mutter, schenk' dem braven Burschen eins ein — du wirst doch noch von deinem alten, guten Kirsch haben, wie? Und mir auch eins, Mutter, hehehe!"

„Willst nicht lieber Kaffee, Bruder?" fragte Evchen. „Ich geh' dir hurtig einen Kaffee bereiten."

„Ja, ja, Kaffee mit Kirsch, das paßt vortrefflich zusammen, hehehe! . . . Willst schon gehen, Jean?"

„Muß wohl, Herr, muß morgens früh' wieder bei der Arbeit sein."

„Mutter, löhn' ihn ab! Auch ein Trinkgeld füge bei, ein Trinkgeld! —"

Der Wagen war davongefahren. Die Bäuerin wollte ihren Sohn über mancherlei ausfragen; doch dieser schüttelte den Kopf und lallte, die Augen schon halb geschlossen: „Morgens dann — Mamachen — morgens!"

Evchen bat: „Geh' zu Bett, Edi! Komm', ich geleite dich die Trepp' hinauf, gib mir den Arm!"

Als das Mädchen wieder in die Wohnstube zurückkehrte, glaubte Mutter Regine ihren Sohn entschuldigen zu müssen: „Er war so schrecklich müd' und schlaftrunken — man denke, die unendlich weite Reis'!" Evchen scheute sich, die Mutter durch eine ihr auf der Zunge schwebende bittere Bemerkung zu betrüben und begab sich wieder schlafen.

Des folgenden Morgens ließ sich der Sohn des Hauses erst blicken, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Die Bäuerin befahl ihrer Tochter: „Trag' ihm hurtig das

Frühstück auf! Im Ofenrohr steht ein Pfannkuchen — gehört? Ich selbst muß dem Schweinehändler Bescheid geben gehen."

Eine Stunde darauf erzählte Evchen ihrer Mutter: „Bevor er, der Edi, das Morgenessen anrührte, mußt' ich ihm erst ein Schnäpschen einschenken. Und denke dir, er zitterte mit der Hand, so daß er das Gläschen fast nicht zum Mund führen konnte. Gerade so, wie der Maurerseppel, von dem man sagt, daß er schon zweimal einen Anfall von Verrücktheit gehabt habe. Ach Gott, wenn er ein Trinker geworden wäre und seinen Verstand ersäufen würd'!"

„Du irrst dich wohl, es wird der Schreibkrampf gewesen sein, wie das bei den Gelehrten häufig vorkommen soll."

„Nein, nein, ich irre mich nicht! Betrachtet Euch nur sein Gesicht, nun, beim Tageslicht, wie aufgedunsen! Und die geröteten Augen, die seltsamen, dunkeln Ringe drum herum, der trübe Blick!"

„In dem München soll's für ungewohnte Leut' sehr ungesund sein. Er hat das Wechselfieber gehabt und das mag bei ihm manches, das uns bedenklich erscheint, im Grund' aber ganz unschuldig ist, zurückgelassen haben."

„Ich will mich ja gern' geirrt haben, Mutter! Es wäre ja schrecklich, so was an ihm erleben zu müssen . . . Aber noch eins gefiel mir nicht: Beim Morgenessen fragte er mich, in der Stube umherblickend: Apropos, wo ist denn der alte Mann? — Ich fragte: Wen meinst du damit? — Ei, unser Väterchen, natürlich! antwortete er. Die leichtfertige Art, wie er das sagte, brachte mich auf und ich teilte ihm ohne Schonung mit: Der gute Vater ist tot und vor acht Tagen begraben worden. — Worauf er, ein Stück Pfannkuchen ab-

schneidend, gleichgültig versetzte: So, more gegangen? Nun, das war das klügste, was er, der ewig Kränkelnde und Hüstelnde, nur tun konnte . . . Ist das nicht gefühllos von einem Kind, so zu reden, ich frag'?"

„Du darfst dich darob nicht erzürnen, Mädchen, sondern sollst bedenken, daß sich ja die Gelehrten aus dem Sterben nicht viel machen. Auch hat sein Vater ihn niemals so recht leiden gemocht."

Evchen stand im Begriffe zu erwidern: Er, der gute selige Vater, wußte vielleicht wohl warum, o ja! Doch schluckte sie diese anspielende Bemerkung tapfer hinunter und fügte bloß noch bei: „Und die Kleidung, die er auf dem Leib' hat — lug' dir die Kleidung an, Mutter, wie abgetragen! Und daran die unzähligen, von allerhand Flüssigkeit herrührenden, häßlichen Flecken . . ."

Die Bäuerin selbst hatte dieselbe Wahrnehmung ebenfalls gemacht, und beschloß daher, ihren Sohn darüber zur Rede zu stellen. Sie trat zu ihm in die Stube, wo Edi auf der Wandbank sich lang ausgestreckt hatte, und begann: „Übermorgens ist Sonntag, und da wirst du zur Kirche gehen müssen."

„Ich? Zur Kirche?"

„Ei ja, um für deinen seligen Vater zu beten."

„Beten? Eine Stunde lang auf hartem Brette knieen und dabei ein fromm' Gesicht schneiden? Du machst mich mit deinem Vorschlag schier lachen, Mutter, hehehe! Da sind wir höhern Studenten längst darüber hinaus, und fast möchte ich antworten wie Falstaff in den „Lustigen Weibern von Windsor" —

Die Mutter unterbrach ihn unwillig: „Ich mag von deinen lustigen Weibern nichts hören! Aber das will ich dir sagen, daß das Kirchengehen für liebe Abgestorbene hier nun einmal Brauch ist, und wenn du's nicht tätest, die Leut' von dir reden würden . . . Drum, tu's mir zu Gefallen, Edi, und schick dich in den alten, frommen Gebrauch!"

Jener murmelte einige unverständliche Worte. Die Bäuerin aber fuhr, nunmehr einen freundlichen Ton anschlagend, fort: „Freilich, in diesen abgetragenen Kleidern dürftest du dich auf dem Kirchweg nicht wohl sehen lassen. Und schon heute morgens hab' ich dich fragen wollen: Wo hast du deinen Koffer, wo soll ich ihn abholen lassen? . . . Wie, du gibst mir keine Antwort? . . ."

Eine stumme Pause entstand. Endlich ließ sich der Student folgendermaßen vernehmen: „Weißt, Mutter, mit meinem Koffer hat's halt ein eigenes Bewandtnis . . . Aber du mußt mir zuvor versprechen, nicht bös' zu werden."

„Nun, was ist's, red'!"

„Ich habe den Koffer, um das Reisegeld aufzubringen, versetzt."

„Ver — setzt?"

„Ja. Ich werde ihn auslösen müssen."

Eine abermalige Pause. Die Bäuerin kämpfte offenbar einen schweren innerlichen Kampf. Doch siegte auch diesmal wieder das schonungsvolle Mutterherz über die dem Ausbruche nahe sittliche Entrüstung. „Wie viel ist's?" erkundigte sie sich mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Der Student trommelte mit den Fingern an der Fensterscheibe und antwortete, ohne sich umzuwenden: „Hundert Franken."

Also der ganze Erlös der soeben verkauften vier Fasel-schweine, welchem Betrag sie bereits eine andere notwendige Bestimmung gegeben hatte — des Winkelbankiers scharfe Mahnung bezüglich eines verfallenen Kapitalzinses „nebst Provision“. „Ach, wie sehr ist's an der Zeit, daß es mit deinem Studieren bald zu Ende geht! Wie lange kann das noch dauern?“

Abermals keine Antwort, bloß das verlegene Trommeln an der Fensterscheibe.

„Du scheinst mich nicht verstanden zu haben, Edi! Ich fragte, wann du endlich das Prok'raterexamen machen wollest?“

„Und du, Mutter, scheinst von der Sach' einen ganz falschen Begriff zu haben. Es gibt an den Universitäten der Studenten, besonders Juristen, in Menge, die zehn oder mehr Semester zählen.“

Der Mutter Bestürzung war groß. „Also noch nicht fertig? . . . Und du willst wieder nach diesem München gehen?“

„Nein, diesmal geht's anderswohin, wahrscheinlich nach Heidelberg.“

Der hoffnungsvolle Student der beiden Rechte war augenscheinlich froh, daß die Knechte zum Essen eintraten und die ungemütliche Unterhaltung abgebrochen werden mußte. Er hatte in seinen Rocktaschen noch einen Zigarrenbout auf-gefunden, steckte denselben in Brand und richtete an seine eintretende, sehr geschäftige Schwester die Frage: „Nun, Evchen, was krieg' ich heut' zu Nacht? Doch nicht etwa wieder trockenen Eierkuchen? Du solltest Wiener- oder Leber-schnitzel bereiten lernen, sowie einige pikante Saucen dazu, hehehe!“ —

Der Sonntag kam. Die Witwe Bannhöferin und ihre Tochter begaben sich zur Kirche. Edi in seinem unschönen Anzuge mußte zu Hause gelassen werden. Er stand erst auf, als es das letzte Zeichen läutete, rasierte sich und zog sich an.

Der Gottesdienst war aus. Evchen kam vorausgeeilt, um die Küche zu besorgen. Das schöne Mädchen schaute so frohmütig und herzglücklich drein. Denn auf dem Heimwege hatte der Postbote ihr ein Briefchen zugesteckt. Dasselbe kam von „Ihm". Wenige Zeilen nur; doch welche Liebe, Zartheit und Teilnahme sprachen aus denselben.

Das Mittagessen stand bereit. Da traf gerade, als man sich zu Tische setzte, ein unerwarteter Besuch ein: Ein junges Frauenzimmer, das, nachdem der als Wegweiser dienende kleine Dorfjunge abgelöhnt worden war, sich raschen Schrittes dem Hause näherte und in die Stube getreten kam. . . . Ein junges Frauenzimmer in städtischer Tracht, deren einzelne Bestandteile jedoch miteinander schlecht harmonierten: Grünseidene Robe mit schadhaft gewordener, arg beschmutzter Schleppe, ein schwarzes Jäckchen und auf dem Lockenköpfchen ein mit einer geknickten weißen Feder geschmücktes grünes Strohhütchen; an den Fingern durchlöcherte Glacehandschuhe, goldenes Ohrgehänge, goldig blitzender Hals- und Busenschmuck, ein niedliches Stumpfnäschen, die Wangen jedoch auffallend und ungleich lebhaft geschminkt; in der Hand trug es ein gelbes Parisölchen und an den Füßen für die kotige Landstraße übel passende dünne Satinstiefelchen. . . .

Ohne die übrigen Familienglieder eines Blickes zu würdigen, trat die fremde junge Dame gleich auf den Sohn des Hauses zu. Sie schlug ihn mit dem Sonnenschirmchen höchst vertraulich auf die Schulter und rief lachend:

„Ha, treff' ich dich, du Treuloser! Gelt," fuhr sie mit norddeutschem Accente fort, „gelt, du bist mir ausgekniffen, Maus, ohne mir ade zu sagen, abgereist. Aber ich wußte dich zu finden, von deinem Kostlöffel die gewünschte Adresse zu erfahren, hihihi!"

„Hehehe!" lachte Edi erzwungen mit.

„Mit meinem schuftigen Patron habe ich eine Auseinandersetzung gehabt und zu seiner Abdankung nur gelacht. Denn bereits konnte ich durch die Mitwirkung meiner Freundin Krenitzky auf ein Engagement an einem Genfer Variététheater rechnen."

„Ballett?"

„Versteht sich, ja! Ich reise unverzüglich dorthin. Und du, Maus, begleitest mich, wenigstens eine Strecke weit, etwa bis nach Neuchâtel — nicht wahr?"

Das war für Mutter Regine doch zu viel. Ehe ihr Sohn auf die erfolgte Einladung antworten konnte, trat sie vor und rief mit zornbebender heiserer Stimme: „Ah, sollte das eins deiner lustigen Weiber sein? Ein freches, ausgelassenes Ding ist's, und ich verbiete dir, mit demselben ein weiteres Wort zu reden, geschweige es zu begleiten!" Sie riß die Stubentüre weit auf und schrie mit drohender Gebärde: „Und du Mensch — marsch! Oder!"

Dieser kategorischen Aufforderung der robust aussehenden Hausherrin wagte die Ballettänzerin doch nicht zu trotzen. Ihrem ehemaligen Galan einen unsäglich verachtungsvollen, der Bäuerin einen wütenden Blick zuschleudernd, schritt sie theatralisch zur Türe hinaus. Draußen auf der Hausflur rief sie noch mal etwas zurück, das nur Edi verstehen konnte. Dieser machte einen Augenblick Miene, ihr zu folgen; doch be=

sann er sich rasch eines Klügern — die Mutter! So aufgebracht hatte er seine Mutter noch nie gesehen. Noch immer bebten ihre Lippen und funkelten ihre Augen vor Zorn, und es war leicht zu sehen, daß nur die Anwesenheit der Knechte sie davon abhielt, ihrer mächtigen sittlichen Entrüstung lauten Ausdruck zu geben, alles, was sich bezüglich der Aufführung ihres Sohnes seit Jahren in ihrem Herzen angesammelt hatte — die unzähligen Verdrießlichkeiten und bittern Enttäuschungen — ohne Rückhalt noch Schonung auszusprechen. Dieses Gewitter wollte der heldenhafte junge Mann nicht abwarten; er ging hinaus, man hörte ihn die Haustreppe hinaufsteigen. Die Bäuerin sowohl wie ihre von dem ungewohnten stürmischen Auftritt konsternierte Tochter ließen die Speisen ebenfalls unberührt. Die Knechte dagegen — den beiden alten Burschen schien dies eben recht zu sein, sie ließen sich Kraut und Speck so trefflich schmecken, daß sie sich kaum mehr vom Tische zu erheben vermochten.

Auch die Bäuerin begab sich hinaus, mit dem Vorsatze, ihrem Sohn doch noch die wohlverdiente mütterliche Strafpredigt zu halten. Sie sah ihn langsam nach dem Bergwalde hinaufsteigen. Dorthin mochte sie ihm doch nicht folgen. Er muß mich eineweg anhören, er wird wieder kommen, dachte sie.

Sie täuschte sich, selbigen Nachmittag kehrte Edi nicht mehr nach Hause zurück. Seppli hatte ihn fortgehen gesehen.

„Welchen Weg?“ forschte die Mutter.

„Das Sträßchen hinauf. Wahrscheinlich nach der Schwendi.“

Die Bäuerin war schon beruhigt. Denn schon hatte sie gebangt, er sei dem „Mensch“ nachgelaufen.

12. Kapitel.

Am Rande des nach der „Schwendi“ hinaufführenden Waldsträßchens lag ein Buchenklotz. Darauf saß Edi, der Musensohn, um sich auszuruhen; eigentlich um seine aufgeregten Gedanken zu beruhigen.

Er dachte an die Ballettänzerin, die monatelang seine „Flamme“ gewesen und von ihm unterhalten worden war, bis er auch ihrer überdrüssig geworden war und seine Gunst gern einer andern zugewandt haben würde — wäre ihm nicht das „Blech“ ausgegangen, das verdammte Blech . . . Diese Mimi — sagte er sich — wie konnte sie nur auf den tollen Einfall geraten, mich zu Hause aufzusuchen, mir diese Verlegenheit zu bereiten, da sie sich doch denken konnte, daß meine gottesfürchtige Mutter — fast muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie meine gute fromme Alte sie anguckte und ob ihren Worten in Alarm geriet — „hehehe!“ lachte er wirklich hellauf, so daß eine auf dem Sträßchen umherhüpfende Krähe erschrocken davonflog. Kunkelsweil ist halt nicht München, hier nimmt man's in solchen Dingen weit genauer, hehehe! Nun, Mama wird den Auftritt bald wieder vergessen und verzeihen — was hat sie mir nicht schon alles verziehen . . . Schlimmer, so mußte er sich sagen, steht es mit dem andern Punkte, mit ihrem lästigen Gefrägel wegen meiner zu vollendenden Studien, dem Examen. Als ob's nicht gleichgültig wäre, ob zwei, drei Jährchen früher oder später. Man kann doch nicht immer ochsen, wie z. B. dieser Zoller, Rehfus und Genossen, die ich niemals habe riechen können. Man muß sich auch amüsieren. Klening und Forster tun's ja auch nicht anders. Aber darf ich ihr, der Mama, bekennen, daß

ich's in dieser verzwickten Jura noch so wenig weit gebracht, mit dem Corpus Juris, sowie mit den heidnischen und christlichen Autoritäten immer noch auf ziemlich gespanntem Fuße lebe? Welchen Lärm würde sie anstellen und neuerdings lamentieren über den schrecklichen Geldverbrauch! Mit Muße meinen Studien obliegen zu können, wird mir doch gestattet sein; dazu bin ich ja des Bannhöfers einziger Sohn. Oder soll ich etwa mich so grausam einschränken, wie mein ehemaliger Zimmergenosse, dieser arme Teufel von Heidenreich? Zum Teufel auch! Da wollt ich doch lieber in den Wald holzhacken gehen!

Ein junges Pärchen ging an ihm vorbei. Edi erinnerte sich, daß laut Auskündung droben in dem kleinen Kurhause Schwendi „Tanzsonntag" war. Er betastete seine Hosentasche, um sich zu vergewissern, ob das von Mama wieder aufgefrischte Portemonnaie auch darin stecke, und beschloß, sich ebenfalls dort hinauf zu begeben. Der Weg war ja nicht mehr weit. Und nach Hause mochte er so früh doch nicht zurückkehren.

Im Tanzsaale des Schwendikurhauses hatte sich eine Anzahl hübscher Landdirnen eingefunden. Edi wählte sich den hübschesten der „Besen" aus. Tanz auf Tanz folgte und dazwischen wurde getafelt und gezecht, bis die Mitternachtsstunde schlug und Feierabend geboten wurde.

„Ach, wie spät ist es geworden und wie finster!" sagte das junge Mädchen bange. „Und dieser starke Wein!" klagte es.

„Ich begleite dich ja, du Närrchen, hehehe!" beruhigte der Tänzer. „Ist's etwa weit?" forschte er.

„Nein, bloß ein klein' Halbstündchen. Aber es geht durch den Wald."

„Tut nichts, reich mir nur den Arm, Schatz!" —

„Wer pocht da draußen?“ fragte der Pechbrennerhannes zum Hüttenfenster hinaus.

„Ich, Vater, nur ich. . . Mach doch auf, Vater!“

„Wer ist bei dir?“

„Des — des Bannhöfers Sohn.“

„So, dieser Nichtsnutz, dieser widrige liederliche Student? Mach’ der, daß er zum Teufel geht, sofort! Oder soll ich den Scheuerhaken zur Hand nehmen, he?“

Das auf das tiefste erschrockene Mädchen schlüpfte zur Tür hinein, riegelte eiligst vor. Und unser auf solch unhöfliche Weise verabschiedete Galan fand es für geraten, sich ebenso eilig zu entfernen. Denn diesem schwarzbärtigen, ungeschlachten Pechbrenner war nicht zu trauen. Aber wie bei der stockdunkeln Nacht den Heimweg finden durch den stockdunkeln Wald? Vorhin hatte das Mädchen ihm, dem Beduselten, als Stütze und kundige Wegweiserin gedient. Nun verlor er den Pfad schon nach wenigen Minuten, geriet beim Abstieg in junges Waldesdickicht, das dornige Gestrüpp riß ihm Gesicht und Hände wund; er stolperte über Wurzelstöcke und hartes Gestein, fiel über ein jähes Bord hinunter, in eine schlammige Pfütze hinein, aus welcher er sich nur mit Mühe herauszuarbeiten vermochte. . .

Als des Bannhöfers Viehknecht frühmorgens die Milch in die Küche trug, teilte er Evchen mit: „Vor etwa einer halben Stunde ist der junge Herr nach Hauf’ gekommen. Er fragte mich, wie spät es sei, und sah — ich mag nicht sagen, wie er ausgesehen hat.“

„Ach, das Elend!“ seufzte die Bauerntochter in sich hinein.

Edi schlief einen unruhigen, traumvollen Schlaf, aus welchem er durch die Stimme seiner Mutter aufgeweckt wurde: „Es ist Mittag. Willst nicht essen kommen?"

„Mag nicht. Laß' mich lieber ruhen!"

Die Bäuerin beharrte: „Du mußt aber munter werden. Ich hab' dir was zu sagen, etwas sehr unangenehmes zu berichten."

„Ei, was denn?" klang es mürrisch und ungeduldig.

„Ach, du vernimmst es noch früh genug. . . Heute morgens kam der Ammann und kündete mir an, daß unser Evchen, weil noch nicht volljährig, einen Vormund erhalten hab' — den Vetter Kirchmeier."

„So? Ist das alles? Und deswegen deine tragische Miene, hehehe!"

„Nein, 's ist noch nicht alles!" versetzte die Bannhöferin ungehalten. „Wenn du alles vernommen, wird dir das Lachen schon vergehen! Der Ammann sagte nämlich, daß ich selbst unter Vogtschaft gestellt worden sei — hörst du? Deine Mutter unter Vogtschaft gestellt!"

Diese Mitteilung machte den jungen Mann doch stutzen. „Wie konnten sie das, aus welchen Motiven?"

„Ich versteh' dich nicht."

„Ich frage: aus welchen Gründen?"

„Weil es mit unserm Vermögen seit etlich Jahren so sehr zurückgegangen. Der Gemeinderat habe sich erkundigt in der Amtsschreiberei, im Hypothekenbuch, überall. Auf dieses hin stellten sie die Klage —"

„Nach Paragraph 284 und 85 des Civilgesetzbuches —"

„Nein, sondern der Unsummen wegen, die wir auf nutzlose Weis' für dich angewendet haben, sagte der Ammann grob

heraus. Nun aber höre das auf. Bis er, der Gemeinderat, die Gewißheit habe, daß das Geld besser angewendet werde, bleibe der Riegel vorgeschoben. Verstehst du, der Riegel bleibt vorgeschoben, ich bin nicht mehr eigenen Rechtes — o, was ich deinetwillen schon alles erlebt hab' und noch werde erleben müssen!" jammerte die Bäuerin, in helle Tränen ausbrechend. Ihr Sohn suchte sie zu beruhigen:

„Nach Paragraph 303 und folgende steht dir das Einspruchsrecht offen."

„Ach, hör' mir doch auf mit deinen Parigrafen! Hättest du fleißiger studiert und dich christlicher aufgeführt, daß nicht alle Leut' von dir schwatzen müssen!"

„Willst mich etwa tuschieren, Mutter, mich fuchsen?"

„Nein. Die Vorwürfe gehören eigentlich mir, die viele Jahr' so blind gewesen, so jämmerlich blind! Ich will dich nicht fuchsen; bist nun gefuchst genug von Andern, Höhern. Du magst nun zusehen, wie du weiter kommst, dich zum Ammann begeben, zu den Gemeinderäten und Besserung versprechen."

„Diesen Kaffern? Hehehe!"

„Du bist nun einmal in ihrer Gewalt."

„So, meinst du? Meinst du denn, ich sei ein Kind oder ein Düppel? Nein, beim Teufel nicht!! Ich werde es gegen sie versuchen vor Gericht, ich! Reich mir nur einen tüchtigen Kirsch, Mutter, damit ich über den Casus richtig nachdenken kann."

Mutter Regine dachte: Ei ja, er wird nicht vergebens zwei Jahr' das Recht studiert haben, das Prozessieren. O wenn es ihm gelänge, die Schand' und das Unheil von unserm Hause abzuwenden! darum ging sie die verlangte geistige

Flüssigkeit heraufholen, stellte Flasche und Gläschen ihrem Sohne auf das Nachttischchen. „Willst nicht lieber aufstehen und essen kommen?“ fragte sie.

„Was krieg' ich denn?“

„Fleisch und Äpfelschnitze.“

„Nähä! Lieber später 'was Saures, Evchen soll mir was Saures bereiten, Eier- oder Käsesalat.“

Die Bäuerin ließ den Gedankensammler allein. Und als sie nach etwa zwei Stunden wieder in die Schlafkammer trat, fand sie die Kirschengeistflasche beinahe zur Hälfte geleert. Edi aber schlief einen solch' tiefen Schlaf, unmöglich ihn daraus aufzuwecken oder munter zu machen. Er schlief ohne Unterbruch bis in den folgenden Morgen hinein.

Evchen hatte ihres Bruders Sonntagsanzug heruntergeholt und rief entsetzt aus: „Seh' man mal her! Ich glaube, er hat sich darin im Kot herum gewälzt, pfui! Schier unmöglich denselben zu reinigen. Werd' ihn waschen müssen!“

Endlich, am Mittwoch, machte sich unser stud. jur. auf die Socken, reiste nach dem Amtsstädtchen, um zustehenden Ortes namens seiner Mutter gegen die über sie verhängte Kuratel Protest zu erheben. Die Mutter mahnte: „Bete auch du, Evchen, damit die Klage ihm gelingen tut.“

„Welche Klage?“

„Ei, wegen der Vogtschaft.“

Das Mädchen wußte von nichts, mußte über die Sachlage erst belehrt werden. „Auch dir haben sie einen Vogt gegeben“, lautete der Nachsatz.

„Mir?“ sagte Evchen erstaunt. „Ich hab' ja nicht zurückgehaust, noch sonst was verbrochen!“

„Es ist, weil — weil du noch nicht volljährig bist.“

„Ah so! Ich versteh halt nichts von diesen Sachen.“

Die Bäuerin, immer noch, trotz seinen Fehlern, für ihren Sohn eingenommen, dachte bei sich: „Ja, wenn das Mädchen nicht wäre, hätte ich für Edi allezeit freie Hand behalten. Dann wäre er einziger Erbe, und niemand würde es eingefallen sein, der paar tausend Franken wegen solch' einen Lärm anzustellen.“

Sie harrte mit Sehnsucht der Rückkehr ihres Sohnes. Diese erfolgte erst zu spätnächtlicher Stunde, als die übrigen Hausbewohner sich längst zur Ruhe begeben hatten. Und alles, was aus dem schon wieder arg Bedufelten herauszubringen war, bestand in der Erklärung: „Präses nicht getroffen, war verreist. . . . Auch fehlte mir die Vollmacht — deine schriftliche Vollmacht.“

„Daß du nicht früher daran gedacht hast? Du hättest das doch wissen sollen, deucht mich!“

„Ja, weißt du — ich dachte halt — nach einer gewissen Bestimmung des römischen Rechts — des römischen Rechts —“

„Ach was“, fiel die Bäuerin unwillig ein. „Wir sind nicht zu Rom, sondern hier zu Haus', und da möcht' ich wissen — aber du kannst ja die Augen nicht mehr offen behalten, geh' zu Bett!“ klang es ärgerlich. Sie selbst tat dasselbe, ohne jedoch den Schlaf zu finden. Der Gedanke, des freien Verfügungsrechtes verlustig gegangen zu sein, daß hinfüro „dieser großnasige, fürwitzige Stegackerfriedel“ auf dem Bannhofe die eigentliche Regentschaft führen sollte; und das Gespötte der „hochmütigen“ Dorfbäuerinnen, die ihr ohnehin niemals grün gewesen — „Nein, das würde ich, die ehedem so angesehene Bannhöferin, nicht ausstehen können, sondern es würde mein frühzeitiger Tod sein!“ jammerte sie.

„Aber ich werde mich dagegen wehren mit aller Kraft — ja das werde ich!“ lautete ihr fester Vorsatz.

Als Edi sich zu verspäteter Stunde zum Frühstücke einfand — „Wo ist die Mutter?“ fragte er seine ihn bedienende Schwester.

„Fortgegangen, schon allerfrühst.“

„Wohin?“

„Vor Gericht. Sie wolle, sagte sie, die Sach' nun selbst an die Hand nehmen und von Grund aus wissen, ob und was gegen die Bevogtigung zu machen sei.“

„So? Ich bin also dessen nicht mehr fähig, he? Nun, mir soll es ja egal sein, sehr egal. Sogar sehr lieb. Wünsch' ihr gute Verrichtung, hehehe!“

Da versetzte Evchen in sehr ernstem, vorwurfsvollen Tone: „Wie du die Sach' nur so leicht nehmen und über die Mutter, die es um dich am allerwenigsten verdient hat, nur spotten kannst! Besonders da du — hab's mir nicht für ungut — da du selbst an der ganzen traurigen Geschicht' die Hauptschuld trägst, du, du, wie mir des Ammanns Klara erzählt hat. Weil du so schrecklich viel Geld verbraucht und so nachlässig studiert habest. Und sodann die Mutter, die so lang müßig zugeschaut und dir allzeit Vorschub geleistet hab', sagte das Klärchen.“

„So? Auch mein sonst so sanftes Schwesterlein will mir die Leviten lesen?“

„Ach bewahr! Aber bitten möcht ich dich, fast auf den Knien bitten. Ach Edi“, rief Evchen in plötzlich verändertem, eindringlichem Tone und nur mit Mühe ihre Tränen zurückhaltend, „wenn du doch erkennen wolltest, wie notwendig es

ist für dein zeitlich und dein Seelenheil, dich endlich ernsthaft zu bessern!"

„Bin ich denn schlecht, ein Mörder oder Dieb?"

„Nein, das nicht. Aber — du weißt ja wohl, so viel Einsicht wirst doch haben, daß auf diesem Weg nicht weitergehen kannst!"

„Gib mir ein Schnäpschen, Mädchen, damit ich deine Moralpredigt mit geziemender Andacht anhören kann!"

„Du solltest", fuhr Evchen unbeirrt fort, „künftig weit fleißiger lernen, hörst du? — weit ernsthafter lernen, damit endlich ans Ziel kommen kannst. Es sollte dich selbst dazu antreiben, dünkt mich, und das Geld mehr sparen, du weißt ja jetzt —"

„Bin ich denn ein Verschwender, he? Gab nicht mein Freund Kastor des Monats mehr aus, denn ich im ganzen Jahr?"

„Wird's vermögen, wird einen hordreichen Vater haben, während dies bei uns nicht der Fall ist."

„Hielt sich Freund Kastor nicht zwei gelehrte, prächtige Hunde, während ich meinen „Fox" schon nach zwei Monaten entließ — als er nämlich an einer alten schimmligen Wurst krepierte, hahaha? — Nun aber Spaß apart: Ich will dir schwören, Mädchen, inskünftig ein Muster der Solidität und Lernbegierde zu werden . . . Reich mir nur endlich ein Schnäpschen, Kirsch oder Enzian! — So! Nun gleich noch eins!"

„Aber Edi, des Vormittags!"

„Tut nichts, mein Kind! Dann werde ich gute Gedanken und Vorsätze fassen können."

Im Abgehen, sich an den Kochherd zurückbegebend, dachte Evchen schwer seufzend: Ach, ich fürchte fast, es ist mit ihm

schon zu spät geworden, daß er die Kraft nicht mehr hat zur ernsthaften Besserung . . . Zugleich zog sie einen Vergleich zwischen ihrem leichtfertigen Bruder und dem Hardli, der mit Stolz und Genugtuung auf seine bestangewendete Jugendzeit zurückblicken konnte.

Die Bäuerin kehrte schon früh nachmittags nach Hause zurück. Sie sah müde und äußerst niedergeschlagen aus, so daß ihre Tochter sich beinahe scheute, die Frage auszusprechen: „Wie ist's euch ergangen, Mutter?"

Die Antwort lautete: „O, sehr schlecht! Es war leicht zu merken: er, der Gerichtspräsident, hält's auch mit ihm, unserm Gemeinderat. Ich werde, sagte er, gegen die Bevogtungsklage nichts ausrichten können, da zu starke Gründe vorhanden seien. Daher ein Prozeß mich nur unnützes Geld kosten würde . . . Zugleich wurde mir angezeigt, daß nächsten Montag das amtliche Inventar abgehalten werde — verstehst du?"

„Nein."

„Unser Vermögen soll ausgemittelt und zugleich das väterliche Erbteil meiner Tochter versichert werden, damit ich's nicht etwa auch verputzen kann!"

Diese in kränkendem Tone gesprochenen Worte schmerzten das empfindsame Mädchen ungemein. Es brach in helle Tränen aus und schluchzte: „Ich kann ja nichts dafür, Mutter! Hab' weder geklagt, noch jemand aufgewiesen, ich schwör's!"

Von der Scheune her erschollen klägliche Rufe. Der alte, lahme Viehknecht hatte aus Unbehülflichkeit oder vielleicht auch infolge Branntweingenusses einen Fall vom Graswagen herunter getan und sich dabei die Hand arg verstaucht.

Die Bäuerin klagte: „Gerade jetzt, wo man alle Hände voll zu tun hat, kann der Bursch nicht mehr schaffen, vielleicht zwei, drei Wochen lang nicht! Ist es nicht, als ob alles sich verschworen hätt', um mich darniederzumachen?" rief sie in ihrer großen Maßleidigkeit aus. „Meine nächsten Blutsverwandten lassen mich in meiner Bedrängnis elend im Stich, weichen mir, wenn ich sie um Beistand angehen will, geflissentlich aus, oder zucken die Achseln und sagen: Es tut mir leid, da, wegen der Bevogtung, läßt sich halt wenig dagegen machen. Oder halten's sogar offen mit meinen Widersachern im Gemeinderat. Soll doch der Vetter Kirchmeier gesagt haben, es sei hohe Zeit, daß etwas geschehe, damit sein Patenkind — er meinte unser Mädchen — nicht um sein Erbe verkürzt werde. O, ich seh' es wohl, man will mich zu Boden drücken, zu Boden!"

Wieder etwas ruhiger geworden, fragte sie: „Der Edi — wo steckt denn der Edi? Könnt' in der Scheune doch auch ein bißchen aushelfen."

„Er sagte, er langweile sich zu Haus'", berichtete Evchen. „Welchen Weg er gegangen, weiß ich nicht, hatte nicht Zeit, ihm nachzuschauen."

Der Fuhrknecht, der im Dorfe einen Sack Kochsalz geholt hatte, wußte genauen Bescheid: „Im Hirschen hockt er, der junge Herr, bei den von der Inspektion heimgekehrten Soldaten, tut mit ihnen singen und krakeelen; besonders sein lautes, helles Lachen erkannt' ich von allen heraus."

„O, er mag trotz unserm Elend noch singen und lachen und sich unter die Leut' begeben, und fühlt keine Scham, ach, ach!" seufzte die tiefgebeugte Mutter in sich hinein. Sie wartete auf die Heimkehr ihres Sohnes bis in die späte Nacht

hinein, bis die übergroße Müdigkeit sie zwang, ebenfalls ihr Lager aufzusuchen.

13. Kapitel.

Der Vollmond mit seinem lichten Scheine beleuchtete ihm den Heimweg von der Dorfschenke. Trotzdem hatte der nächtliche Wanderer mitunter Mühe, sich in der Mitte des Sträßchens zu halten. Dabei sprach er, unser Bannhofstudent, halblaut und in abgebrochenen Sätzen vor sich hin:

„. . . Meine wohllöblichen Onkels und Vettern wissen nicht mehr, ob sie mich grüßen oder meinen Gruß erwidern sollen. Und erst meine frommen Tanten, keuschen Basen und Muhmen — ich seh' es ihnen an, daß sie sich gerne vor mir bekreuzen möchten. Die Bauern lugen mich hochmütig oder sogar verächtlich an. — Hol' doch der Teufel diese Kaffern samt ihrem Gesippe! . . . Was hab' ich denn verbrochen, he? Bin ich ein Mörder, Einbrecher oder Brandstifter? Oder nicht vielmehr der friedfertigste Mensch der Welt, der sich noch mit niemand' gestritten oder geschlagen und nicht einmal fähig wäre, ein Taschentuch zu stehlen? Habe ich je eine Bank beraubt oder ein Sakrileg verübt? Nein. Alles, was man mir vorhalten kann, das ist eine allzeit trockene Kehle, die Neigung zu allerhand Erdengenüssen, eine große Dosis Schönheitssinn, d. i. eine vielleicht etwas übertriebene Verehrung schöner, zutraulicher Mädchen und Frauen, sowie ein bißchen Gleichgültigkeit beim Lernen, der Widerwillen gegen anstrengende Arbeit. Philisterseelen nennen es freilich anders. . . Hm, was kann ich eigentlich dafür? Mein Erzeuger, der selige Bannhofjoggeli, soll das verantworten. Ist es doch festgestellt und von den Philosophen genügsam erhärtet worden,

daß der Erdenmensch seine guten und schlimmen Charaktereigenschaften, die Veranlagung zu Gut und Böse, mit einem Worte seine Erbfehler und Tugenden mit sich auf die Welt bringt. Wie kann man da über gewisse menschliche Schwachheiten den Stab brechen? Es sei freilich möglich, gegen angeborne üble Charaktereigenschaften anzukämpfen und sie zu besiegen. So sollen die Heiligen getan haben. Leider bin ich kein Heiliger, dazu fehlt mir halt das Zeug, hehehe! . . Aber gleichwohl — ich will mich zu bessern suchen — ja das will ich, ich schwör es beim Zeus! Wäre es auch nur meiner guten Alten willen, damit ihre Lamentationen endlich aufhören, desgleichen Evchens stumme Vorwürfe. Und um diese Kaffern zu ärgern, ihnen so recht zu leid. . . Wie weit ist's denn noch bis zum Bannhofhause? Ah, da wär' ich ja an demselben beinahe vorbeigegangen, hehehe!"

Die guten Vorsätze hielten auch noch andern Tages an.

Als daher Mutter Regine an ihren Sohn von neuem die eindringliche Bitte richtete: „Geh' wieder studieren, Edi, gib endlich deine törichten, widersetzlichen Gedanken auf!" Da erfolgte gleich die zusagende Antwort:

„Ich geh' ja, will ja gehen!"

„Und denk' an deine Zukunft, sei brav —"

„Ja, ja, nur keine Moralpredigt nicht, hehehe!"

Er reiste wirklich ab. Diesmal, wie er schon früher es ausgemacht hatte, nach der Universität Heidelberg. In der Brieftasche hatte er das tausend Franken wertige Papierchen verwahrt, im Beutel die hundert und etliche Franken — die gesamte vorrätige Hauskasse — welche ihm von seiner Mutter zugesteckt worden waren. Sie gedachte ihm auch noch einige ernsthafte Ermahnungen mit auf den Weg zu geben. Doch

brachte sie vor Schluchzen bloß die Worte hervor: „Denk an Gott, Edi — an deine Zukunft — an deine arme Mutter! . . .“

Am zweitfolgenden Sonntage schrieb Evchen ihrem Hardli:

„Es ist heute Kirchweih. Für mich diesmal ein freudeloser Tag. Ich mag nicht ins Dorf an die Lustbarkeiten gehen, aus Scheu vor den Leuten, die zur Zeit über unsere Familie so viel zu reden haben. Denn meine Mutter ist nun wirklich unter Vogtschaft gestellt worden, all ihr Wehren half nichts. Ich selbst habe einen Vormund bekommen in der Person meines Götti Kirchmeier, welcher mir gestern, als wir im Felde zufällig zusammen kamen, sagte, es sei das notwendig gewesen und zu meinem Besten geschehen. Ach, was versteh ich einfältiges Mädchen davon! Meinem Bruder haben sie für kommendes Jahr zu seinem Weiterstudieren tausend Franken bewilligt, mit dem ausdrücklichen Zusatze: Auf Wohlverhalten hin, man werde sich über seine Aufführung und sein Lernen genau erkundigen lassen und fernere Zahlungen davon abhängig machen. Und er, der Edi, will sich mit dem lumpigen Sümmchen, wie er es nennt, nicht begnügen, sagt, das sei eine Bagatelle, schimpft und — trinkt. Ach, lieber Hardli, trübe, traurige Stunden sind in unser Haus eingekehrt. Meine Mutter hat fast keinen Sinn mehr für das Hauswesen, zürnt und grämt sich völlig ab. Die Ärmste ist fast vollständig ergraut und so abgefallen, Du würdest sie kaum mehr erkennen. Und die vielen Herbstarbeiten und so wenig Leute da zum Schaffen — ich möchte manchmal schier verzagen. Was mich aufrecht hält bei all den Mühen und Trübsalen, das ist das Gebet; und der Gedanke an Dich, an Deine treue Liebe, für die ich Dir nicht genugsam danken kann. Bitte, schreibe mir

bald wieder. Oder noch lieber: Komm Du selbst, ich denke, meine Mutter werde nun nichts mehr dagegen haben."

Die Nachschrift lautete: „Daß Du von euerm großen, reichen Geschäft nun fest angestellt worden bist und zugleich eine bedeutend höhere Besoldung erhältst — ach, wie herzlich mag ich Dir's gönnen! Aber ob ich mich darüber freuen darf? Oder nicht vielmehr fürchten muß, das einfältige Bauernmädchen möchte Dir nun als zu gering erscheinen?"

Schon mit umgehender Post traf die Antwort ein: „Sei ohne Sorge, meine Herzgeliebte, meiner Treue darfst Du versichert sein in alle Ewigkeit! Ja, wäre ich ein Königssohn, Dir, mein Engel, würde ich den Vorzug geben vor allen weiblichen Wesen der Welt. . ."

Der Dorfklatsch, der sich seit Wochen beinahe ausschließlich mit den Vorgängen im Bannhofhause beschäftigt hatte, begann, nachdem der „Student" aus dem Gesichtskreis verschwunden, sich auf andere Weise zu entschädigen.

An Stoff hiezu fehlte es keineswegs.

Da war des Scherenschleifers Trudchen. Das also benannte hübsche, junge Mädchen hatte ein Kind geboren und weigerte sich hartnäckig, den Vater anzugeben. Also ein ausgemachter Skandal. Die ehrsamen, alten Bauern sagten: „Man sollt's gar nicht dulden, schon des schlechten Beispiels wegen! Früher, in der guten, alten Zeit, hätte solches nicht vorkommen können, da war die Hebamme noch verpflichtet, wann das Stündlein nahte, dem Ammann hievon Anzeige zu machen; und dieser begab sich mit noch zwei andern Vorgesetzten in die Wohnung, an das Bett der Person, und hörten sie während der Wehen ab und setzten ihr zu und ließen nicht eher ab, bis endlich das Geständnis folgte: Es

ist der und der. . . Aber heutzutag', unter dieser nichtsnutzigen neuen Regierung, ist in solchen Dingen keine Ordnung mehr; und keine Zucht, leider nicht!"

Es sollte nun doch auskommen. Die arme junge Wöchnerin ward nämlich sterbenskrank. Und als ihre Mutter sie bedrängte: „Ach, Trudchen, ich bitt' dich, nimm das schwere, sündhafte Geheimnis nicht mit in die Ewigkeit! Der Pfarrherr wird kommen, dich zu versehen — erleichtere dein Gewissen, bekenne, du bist das deinem Kinde schuldig!" Da erklärte sie, sich unter Schmerzen windend: „Es ist des Knuchelhöfers Balz . . . Ich mußte schwören, es niemand' zu sagen, dafür werd' er — werd' er mir alljahr hundert Franken zahlen . . ."

Das Bekenntnis hatte jedoch noch eine andere Person mit angehört, die an der Stubentür lauschende Hauseigentümerin. Ein Mehreres brauchte es nicht: Nach wenigen Stunden wußte es das ganze Dorf: „Es ist des Knuchelhöfers Balz, denkt euch, denkt!" Und als in jener Nacht der Föhnsturm losbrach mit fast unerhörter furchtbarer Gewalt — brauchte man sich darüber zu verwundern? Selbst der Himmel gab wegen der wüsten Geschichte seinen Zorn und seine Abscheu kund.

Der Föhnsturm hatte nicht nur die furchtsamen Gemüter erschreckt, sondern auch erheblichen materiellen Schaden angerichtet. Zahlreiche Obstbäume lagen entwurzelt da und von dem Dorfschulhause war das Schindeldach heruntergeworfen. Das ohnehin häßliche alte Gebäude bot infolgedessen das Bild einer Ruine dar. Was nun anfangen? Die Meinung darüber war eine sehr geteilte. Während eine Anzahl ausschließlich der „neuen" Partei angehörende Bürger sich dahin aussprachen:

„Hat nicht die Regierung, weil die Schulstube viel zu niedrig, zu eng und zu wenig hell, schon längst ein neues Schulhaus verlangt? Nun mal druff, eine Neubaute her!“ meinten die „Alten“: „Woher das Geld nehmen? Erst muß doch die Neufeldbrücke erbaut werden.“

Das Neufeld gehörte ausschließlich den Großbauern; weswegen die „Mindern“ laut aufbegehrten: „Wenn sie eine kostspielige, neue Brücke wollen, sollen sie aus dem eigenen Sacke zahlen, das geht die Gemeinde nichts an!“ — „Das wollen wir doch sehen!“ wurde ihnen trotzig erwidert. „Übrigens, was das Schulhaus betrifft — das steht schon an die hundert Jahr. Wir alle sind darein zur Schul gegangen und haben gut genug schreiben gelernt. Wem's so nicht gefällt, kann ja seine Buben studieren schicken, wie's diese fürwitzige Bannhöferin getan, hehehe!“

„Und die Regierung? Und das neue Schulgesetz?“

„Das kümmert uns nicht, wer zahlt, der befiehlt! Das hat noch alle Zeit gegolten.“

„Man wird euch schon eines andern belehren.“

„O ja, ihr wäret wohl imstand', die Regierung gegen die Gemeind' aufzuhetzen, wie ihr's getan habt wegen der Feuerspritze, daß eine neue angeschafft werden sollte mit Teufels Gewalt? Aber gelt, ihr habt's nicht erzwingen können. Denn wenn's zum Zahlen kommt — wer muß am meisten steuern, ihr oder wir?“

„Ihr natürlich! Weil ihr die großen Vermögen habt. Oder sollten etwa den armen Teufeln, die bloß ein mageres Geißlein im Stall stehen haben, die Gemeindelasten aufgehalst werden? O, ihr tätet das schon, wenn's möglich wäre, wenn's nur anginge!“

Der Streit nahm einen immer lebhafteren Charakter an. Schon zum zweitenmale war die Angelegenheit in der Gemeindeversammlung verhandelt worden, ohne daß, des dabei herrschenden starken Tumultes wegen, eine Beschlußfassung hätte erzielt werden können. Schließlich, an der dritten Versammlung, kam es endlich zum Entscheide; die „Alten", verstärkt durch einige einer Steuererhöhung abholden „Neuen", siegten. Es wurde beschlossen, das bereits vom Regen gründlich durchnäßte alte Wrack, Schulhaus genannt, wieder mit Takelage und mit einem möglichst billigen neuen Dache zu versehen.

Daran reihte sich eine zweite „Geschichte", ein neuer Skandal.

Zwei Großbauern, der eine Neumattklaus, der andere Gerberchristen genannt, führten gegeneinander einen schweren Prozeß. Der Streitgegenstand betraf einen ziemlich wertlosen, krüppeligen Wildapfelbaum, der von dem einen gefällt worden war, von dem andern aber als sein Eigentum angesprochen wurde. Die beiden hartköpfigen Männer befehdeten sich deswegen auf das leidenschaftlichste, während die Kinder — des Gerbers Fritz und des Neumättlers Lieschen — sich ebenso leidenschaftlich liebten.

Es kam so weit, daß die beiden Väter in der Wartestube des Amtsgerichts einander beim Kragen faßten und prügelten. Und als der Neumättler spät abends nach Hause gefahren kam und die beiden jungen Leute minniglich auf der Ofenbank sitzen sah, wies er dem Freier zornig die Tür mit dem sehr unhöflichen Zusatz: „Und daß du mir das Haus nicht mehr betreten tust oder ich schmeiß dich hinaus — verstanden?" Seine Tochter aber fuhr er an: „Achtest du

mich so, daß du mit diesem Schlingel die Liebelei fortsetzen tust, wie?"

„Er ist ein braver Bursch, Vater!"

„Dem Gerberchristen sein Bub', damit ist genug gesagt!"

„Du hattest doch früher nichts gegen ihn einzuwenden."

„Früher? Früher ist nicht jetzt! Jetzt verbiet ich dir, ihn ferner anzunehmen oder nur an ihn zu denken — gehört?"

„Wir haben uns das Versprechen gegeben."

„So? Hinter meinem Rücken? Du willst mir also trotzen, he? Nun, so geh' auch du!" rief der Alte, seines Zornes nicht mehr mächtig, „marsch!" schrie er und stieß Lieschen, ungeachtet des Abwehrens seiner aus ihrer Schlafkammer tretenden Frau, auf rohe Weise zur Türe hinaus.

Ein ähnliches Manifest wurde jenes Abends auch dem Gerberssohne zu teil. „Das Mädchen meiden oder aber mein Haus verlassen, jetzt wähle! Will doch beim Donner sehen, ob ich nicht Meister bin im Haus und über dich!"

Des andern Morgens war des Neumättlers Töchterlein verschwunden. Zugleich auch des Gerbers Einziger, ebenfalls unter Mitnahme seiner bessern Kleidungsstücke. Die beiden Mütter gebärdeten sich wie verzweifelt und überschütteten ihre Männer mit den bittersten Vorwürfen, die sie unter andern Umständen nicht zu äußern gewagt haben würden. Die Väter selbst suchten ihre große innere Unruhe und Verlegenheit unter erneutem lautem Poltern zu verbergen. Doch stellte sich die Befürchtung, die beiden jungen Leute möchten sich aus Liebesgram ein Leid angetan haben, als eine unbegründete heraus. Angestellte eifrige Nachforschungen ergaben nämlich, das Mädchen habe bei entfernten Verwandten drunten in der „äußern Vogtei" freundliche Aufnahme gefunden und der Bursche un-

weit davon sich als Fuhrknecht verdungen. . . Unter der Dorfbewohnerschaft gab es aber nur wenige, die den beiden Familien aus lauter christlicher Nächstenliebe nicht das schlimmere Teil gewünscht hätten.

Ein anderer Vorfall wurde eine Zeit lang ebenfalls viel besprochen und — bezeichnend genug — von den meisten laut belacht: Die Schwiegermutter des als sehr ökonomisch bekannten Hohlwegzimmermann war schwer erkrankt und von dem Pfarrherrn versehen worden. Darauf trat der rauhhaarige Mann an ihr Bett und befahl: „Streckt euch tüchtig, Mutter, damit ich das richtige Maß nehmen kann!" Damit meinte er das zur Anfertigung des Totensarges notwendige Längenmaß. . . .

Alle diese Vorkommnisse blieben der Bannhofbäuerin so gut wie fremd. Sie und ihre Tochter mieden jeglichen Verkehr mit den Dorfleuten, waren froh, wenn diese sich nicht weiter um sie und ihre Angelegenheiten kümmerten. Zudem hatten sie Wichtigeres zu tun und zu sinnen, als sich an dem Dorfklatsch zu beteiligen: Edi war seit einem Monat verreist, ohne während dieser langen Zeit den Seinigen irgend welche Nachricht zukommen zu lassen.

„Was soll man sich davon denken?" sagte die Mutter bange.

Evchen suchte sie zu beruhigen: „Das Briefschreiben war ihm ja von jeher zuwider. Zudem — nun weiß er, daß er das Versäumte nachholen und nach Kräften studieren muß."

„Gebe Gott, daß dem so ist! Dann will ich ihm gerne all seinen bisherigen Leichtsinn verzeihen. Ich habe eine fromme Wallfahrt gelobt zum heiligen Laurenzius droben in der Bergkapelle; du sollst sie tun, sobald der Weg wieder besser ist."

„O ja, gerne! Ich werde beten aus dem Grund meiner Seele. Und ob der Weg gut oder schlecht, mir macht's nichts aus. Schon nächsten Sonntag werd ich gehen!"

Seppli, der Viehknecht, erschien in der Küchentüre und sagte im Tone großer Genugtuung: „Ihr habt mich schon oft gescholten, wann ich etwa ein Gläschen zu viel getrunken. Nun geht euch draußen den Na—Na—Nazi anschauen!"

Der Fuhrknecht hatte jenes Nachmittags dem Taglöhner Fischerhansli Brennholz aus dem Walde geführt und in seinen vorgerückten Jahren die Kraft des ihm dabei gespendeten alten Obstbranntweins wohl bedeutend unterschätzt, so daß er bei der Nachhausefahrt der Unsicherheit seines ohnehin arg hinkenden Gangwerkes wegen sich an „Schimmels" Kummetscheit festhalten mußte. „Hahaha!" rief er schon von weither der vor die Haustüre getretenen Bauerntochter entgegen. „Nun hab' ich ein Tipschen, so ein klein Tipschen, hahaha! Heda, Stallknecht, ausspannen. Heda, Kellnerin, eine Herrschaft ist angekommen, hahaha!"

Es war so drollig zu sehen, wie der sonst so mürrische und wortkarge alte Bursche auf einmal so Spaß treiben, ja, sich sogar zu einem Liedchen versteigen konnte:

„Zu Straßburg auf der Schanz' hab ich's ein Mädchen lieb —"

Evchen vermochte sich des ergötzlichen Auflachens nicht zu erwehren — seit vielen Wochen wieder zum erstenmale. Und als die Mutter sie tadelte: „Wie du an solchen Dingen nur Freud' haben magst!" meinte jene: „Ach, man kann doch nicht immer traurigen Dingen nachsinnen und den Kopf hängen lassen; besonders junge Leute . . ."

Es traf sich, daß gerade selbigen Sonntags, an welchem die Tochter der Bannhofbäuerin die Wallfahrt zu der Bergkapelle hinauf ausführte, ein von ihr längst erwarteter lieber Besuch anlangte, Gotthard Ruppert. Die Bäuerin empfing ihn ziemlich frostig. Sie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er trotz aller Armut so rasch Carriere gemacht, während ihr mit allen Geldmitteln ausgerüsteter Sohn es immer noch zu keinem Ziele gebracht hatte, und ihrer Tochter den Hof zu machen sich erkühnte, er, der bei all seinen Talenten doch nur von niedriger Herkunft war, eines Holzhackers Bub. Gewiß — so hatte sie sich schon oftmals gesagt — werden dereinst, wann der Edi mal ein angesehener Herr ist, fürnehme Großbauernsöhne sich herandrängen, und einem solchen würde ich halt doch den Vorzug geben.

Die ungnädige Miene der Hausherrin war nicht dazu angetan, Hardli zu längerem Verbleiben zu veranlassen. Er begab sich in sein Steinhaldenhäuschen hinüber zu seinen neuen Mietsleuten. Doch auch dort litt es ihn nicht lange; ihn drängte, die Geliebte zu sehen, derselben entgegen zu gehen. Er traf sie bei dem waldidyllischen „Hasenbrünnele“. Das schöne Mädchen rief hocherfreut aus: „Du da? Ach, wie hübsch und lieb von dir!“

Der junge Mann teilte ihr mit, daß er im Auftrage der Direktion des Eisenwerkes eine längere Geschäftsreise nach dem holzreichen Schwarzwald, sowie in die niederdeutschen Kohlengebiete antreten werde, eine Mission, ebenso wichtig und heikel als ehrenvoll. Er versprach, ihr von Zeit zu Zeit von seinem Aufenthalte und seinem Befinden Nachricht zu geben.

„O ja, tu' das, mein Lieber!“

„Deine Briefe bitte zu adressieren: „Poste restante Straßburg im Elsaß“, wie's hier auf dem Zettel steht.“

„Ich werde es genau befolgen; und in Gedanken stets bei dir sein; und für deine glückliche Rückkehr beten."

„Mein Engel, mein Lieb, mein Alles!" Er schloß sie stürmisch in seine Arme, und zum erstenmale begegneten sich die Lippen der beiden Liebenden zu innigem, feurigem Kusse; zu nicht endenwollenden Küssen. Und „Dein auf ewig" klang es dazwischen. Und ein am Stamme der den Platz beschattenden mächtigen Rotbuche hängendes Eichhörnchen glotzte erstaunt herunter auf das seltsame Menschenpärchen, wußte nicht, ob es sich vor demselben fürchten sollte oder nicht . . .

Das Liebesgeflüster brach plötzlich ab. „Horch, was ist das?" rief Evchen erschrocken. „Das Feuerhorn — die Sturmglocke — es brennt drunten im Dorfe! Siehst dort die aufsteigende, dicke Rauchsäule? Ach Gott!"

Das Haus des Kirchgaßbäckers stand bereits in heller Glut, war nicht mehr zu retten. Der Ostwind trieb die Flammen auch nach dem schindelbedeckten Nachbarhause hinüber, ein tüchtiger Wasserstrahl würde genügt haben, sie unschädlich zu machen. Das zu Gebote stehende, alte glucksende Löschwerkzeug erwies sich als unzulänglich, vermochte bloß die Dachrinne zu netzen. Und bis Hilfe von auswärts anlangte, waren ein Dutzend Häuser und Stadel bis auf den Grund niedergebrannt.

Am darauffolgenden Sonntag wurde von der in aller Eile zusammengetrommelten Bürgergemeinde beschlossen, nun doch eine neue Feuerspritze anzuschaffen.

14. Kapitel.

Der Postbote brachte in das Bannhofhaus einen mit fremdländischer Freimarke beklebten Brief. „Von ihm, endlich!"

rief die Bäuerin hocherfreut aus; sie wurde jedoch von ihrer Tochter belehrt: „Du irrst dich, Mutter, das ist nicht Edis Schrift, sondern eine andere, mir wohlbekannte.“

„Gewiß wieder von diesem —“

„Von Hardli, ja! Willst du lesen, Mutter?“

„Nein, nein!“ lautete es ablehnend und geringschätzig.

Das Schreiben begann: „Meine Herzgeliebte! Seit zwei Wochen befinde ich mich auf Reisen. Das erstemal, so mir vergönnt ist, ein Stück Ausland zu sehen und welch' ein interessantes! Schon der Schwarzwald mit seinen mächtigen dunkeln Tannforsten, romantischen Bergklüften und Tälern, wo noch alte Volkssitten und Gebräuche sich erhalten haben. Die freundlichen Dörfer und Städtchen und gewerbreichen Städte Süddeutschlands mit ihrer aufgeklärten, gemütlichen Bevölkerung. Die sonnigen, fruchtbaren Gefilde und grünen Rebberge des Elsasses; obschon mir die dortigen Leute, freilich ohne daß ich einen stichhaltigen Grund anzugeben vermöchte, weniger sympathisch erschienen — ein gewisses vorlautes Wesen ohne tiefere Bildung, wollte mich bedünken. Doch müßte man, um ein richtiges Urteil zu fällen, längere Zeit in ihrer Gesellschaft gelebt haben. Vielleicht denke ich auch zu viel an Dich, Du herrliches herzliebes Mädchen . . . .“

„Mutter!“ rief Evchen nach einer Weile, „hier steht was drin in dem Brief, das du doch anhören möchtest; der Hardli schreibt nämlich: „Nun, da ein Teil der mir übertragenen Geschäfte auf unverhofft glückliche Weise erledigt ist, ruhe ich in Straßburg ein wenig aus, um dann meine Reise in die Steinkohlengebiete fortzusetzen — und hernach, wie du mich gebeten hast, einen Abstecher nach Heidelberg zu machen, deinen Bruder zu besuchen. Heidelberg liegt mir ja sozusagen

am Wege, darum ich den kleinen Abstecher vor meinem Patron wohl zu verantworten vermögen werde . . ."

„Ach, wie lieb von ihm, wie gut — nicht wahr, Mutter?"

Es kostete die immer noch ein wenig stolze Bannhofbäuerin ordentlich Mühe, einzugestehen: „Ja, daß er den Edi besuchen geht, mir ist's schon recht. Dann werden wir doch wenigstens etwas vernehmen; er wird ihn veranlassen, mir endlich zu schreiben. Ach", seufzte sie, „es vergeht fast keine Stunde bei Tag und bei Nacht, daß ich nicht an ihn denken muß, ob er doch gesund sei und brav studieren tu'. Sobald ein Brief von ihm da ist, werde ich ihm sogleich antworten. Ich werde dir sagen, was du schreiben sollst, gute Ermahnungen und ernsthafte Vorstellungen, und zugleich, daß er bei gutem Verhalten ein hübsches Weihnachtsgeschenk zu erwarten habe."

So oft sie die folgenden Tage des Postboten ansichtig wurde, rief sie ihm von weitem zu: „Ein Brief für mich?", worauf jedesmal die Antwort erfolgte: „Nein, nix!" — „Es kann auch sein", meinte die Verdrießliche und Ungeduldige, „daß der Friedli zu faul ist, die Briefe rechtzeitig zu vertragen. Drum — geh du selbst auf die Post nachschauen, Evchen!" Der alte mürrische Postablagehalter schnauzte das Mädchen an: „Den Gang hättest dir ersparen können, Evchen! Kommt was für euch, werdet ihr's auch gleich erhalten, längstens nach zwei Stunden!"

Nicht einmal eine Nachricht von ihm, meinem Hardli! dachte Evchen voller Unruhe und Bangigkeit. Und ich habe ihn doch in meinem letzten Briefchen so sehr darum gebeten.

Endlich, eines Sonntagmorgens, auf dem Gang zur Kirche, ward ihr ein Brief übergeben. Ein kurzer Blick auf

die Adresse belehrte sie: Für mich! Von meinem geliebten Hardli! rief's in ihrem Herzen hochbeglückt. Sie fühlte sich während des Gottesdienstes so sehr aufgeregt und zerstreut — die Predigt ging diesmal für sie vollständig verloren und auch die Meßgebete murmelte sie größtenteils nur so mechanisch mit. Was er wohl schreiben mag? mußte sie sich beständig fragen. Sie verließ als eine der ersten die Kirche und trat eiligen Schrittes den Heimweg an. Nachdem sie das Dorf hinter sich hatte, schaute sie sich um. Es folgte niemand. Bei der Biegung des Sträßchens, wo des Erlengebüsches wegen es niemand sehen konnte, blieb sie stehen, zog den Brief hervor und riß das Couvert hastig auf; und las . . . Es mußten sehr aufregende Nachrichten sein, denn das Papier in den Fingern des sonst so kräftigen Mädchens fing an zu zittern. . . Und zu Hause angekommen — „Was ist dir, Evchen?" fragte die Mutter tief erschrocken; „du siehst so blaß und verwirrt aus. Ist dir in der Kirche übel geworden? Da nimm einige Löffel warme Suppe!"

„Mag nicht . . . Bloß einen Schluck frisches Wasser!"

„Und geh dich ein Weilchen niederlegen."

„Ja."

Evchen wankte die Treppe hinauf in ihr Schlafkämmerlein, sank neben dem Bette auf einen Stuhl nieder, barg das tränende Haupt in die Kissen und schluchzte: „Ach Gott, welch ein Elend — ach Gott! Wenn die Mutter es vernimmt — nein, ich wag' es ihr nicht zu sagen, sie würde zu tief erschrecken — arme, arme Mutter!"

„Evchen willst du nicht essen kommen?" rief jene die Treppe herauf.

„Nein, laßt mich lieber noch ein Weilchen ruhen."

Ein wenig ruhiger geworden, nahm Evchen das bloß flüchtig gelesene Schreiben Hardlis nochmals zur Hand; dasselbe lautete:

„Meine Herzteuerste!

In Erfüllung des Dir geleisteten Versprechens und nachdem meine Geschäfte in dem belgischen Kohlengebiete ebenfalls glücklich abgetan waren, reiste ich am 20. d. M. nach Heidelberg, um Deinen w. Bruder mit einem Besuche zu überraschen. Doch war es bei meiner Ankunft in dorten bereits zu spät geworden, um meinen Freund noch aufzusuchen; unmöglich auch deshalb, da ich seine Adresse nicht kannte. Um diese zu erfahren, begab ich mich des folgenden Morgens auf das Bureau der Fremdenpolizei und von da nach der bezeichneten Gasse, in das mit der angegebenen Nummer versehene Haus, zu Edis Logisgeber. Dieser erzählte mir: die ersten zwei, drei Wochen besuchte Ihr Freund fleißig das Kolleg, lag auch zu Hause seinen Studien ob. Doch änderte sich die Sache leider nur zu bald, sozusagen auf einmal. Er muß in liederliche Gesellschaft geraten sein. Kein Abend vergeht und keine Nacht, ohne daß er schwer betrunken und randalierend nach Hause kommt; oft sogar sein Zimmer nicht mehr finden kann, wenn er überhaupt nach Hause kommt, denn seit zwei Tagen hat er sich bei mir nicht mehr blicken lassen. Er treibt's so arg, daß ich in Rücksichtnahme auf meine sich beschwerenden Mietsleute ihm das Logis gekündigt habe. Auf mein Befragen, wo ich ihn zur Stunde wohl antreffen könne, sagte der Mann: Bislang pflegte er seinen Frühschoppen im „Seppel" zu trinken, um dann in den „Roten Ochsen" abzuschwenken. Heute aber — wie sein Zimmerkollege, ebenfalls älterer Studiosus, mir soeben mitgeteilt hat, sitzt Ihr Freund im Karzer. Soll im

Rausche Stadtlaternen zertrümmert, einen ihm begegnenden Professor insultiert und andern gröblichen Unfug verübt haben. Im Karzer oder aber im Polizeigefängnisse. Wird sehr wahrscheinlich relegiert und ausgewiesen werden. Nun wissen Sie's... Ich wollte immer noch nicht glauben, hoffte, so schlimm, wie der Alte sie dargestellt, würden die Dinge doch nicht stehen. Aber sie standen noch weit schlimmer. . . . Herzgeliebtes Evchen: Du hast ein frommes, starkes Gemüt, darum wirst Du Dich zu fassen wissen: Dein armer Bruder ist nicht mehr bei richtigem Verstande. Hast Du schon von Säuferwahnsinn gehört? Ich werde den Unglücklichen mit nach Hause zu bringen und dabei alles Aufsehen möglichst zu vermeiden suchen. Gebe Gott, daß es mir gelingt! Hernach werden wir ihn in eine Trinkerheilanstalt unterbringen müssen. . . . Ach, wie gern hätte ich Dir bessere Nachricht gegeben, wie leid tut es mir, Dein armes gutes Herz in Schrecken und Betrübnis versetzen zu müssen, wie viel würde ich geben, wenn ich Dir dieses ersparen könnte. . ."

Nein, wiederholte das schöne blasse Mädchen, neuerdings in Tränen ausbrechend, diese traurige Kunde getraue ich meiner Mutter nicht mitzuteilen; sie würde vor Schrecken schwer krank werden . . . Das Klügste ist wohl, ihr zu sagen, Edi sei schwer unpäßlich geworden, werde mit Hardli nach Hause kommen. „Ach Gott, leih' uns deine Gnade und deinen Beistand!" betete sie aus tiefstem Grund ihrer Seele.

Soeben fuhr der von Osten kommende letzte Zug in den Bahnhof des Amtsstädtchens ein. Es entstiegen demselben zwei in Mäntel gehüllte Männergestalten, die, die Hüte tief in die Stirne gedrückt, Arm in Arm in das Bahnhofrestaurant traten. Der größere der Herren sagte zu dem am Buffet

stehenden Wirt: „Wir wünschen in ein Nebenappartement geführt zu werden. Bitte, bringen Sie kaltes Fleisch und zwei Fläschchen Limonade! Dann noch eins: Ich wünsche einen Wagen zu mieten zu möglichst baldiger Abfahrt.“

„Wohin?“

„Nach Kunkelsweil hinauf.“

„Aha, da Ihr Herr Begleiter ist —“

„Sie irren sich, Herr Wirt, es ist ein Fremder. Doch tut das nichts zur Sache. Sorgen Sie gefälligst für ein Fuhrwerk, auf die Löhnung, auch für Ihre persönlichen Bemühungen, soll's mir nicht ankommen.“

„Er ist es doch, der durstige, lustige Student, ich würde ihn unter Tausenden erkennen!“ murmelte der Restaurateur im Abgehen. „Was der Große für Gründe haben mag, es zu leugnen — nun, mir kann's ja gleich sein, wenn er nur gut bezahlt.“

Edi hatte sich während der ganzen langen Bahnfahrt ziemlich ruhig verhalten und dadurch seinem Freunde die Führung und Beaufsichtigung wesentlich erleichtert. Anders hier im Bahnhofrestaurant. Das Glas Limonade leerte er in einem gierigen Zuge, schüttelte sich und rief verächtlich: „Kindertrank, Labsal für hysterische alte Jungfern, hehehe! Sekt her, noch mehr Sekt! Heda, Chrimhilde, göttliche Hebe, wo steckst du? Ich verdurste ja, ich verschmachte! Eine Flasche Nektar —“

„Hier“, sagte Hardli, ihm das Glas wieder füllend. „Prost, Freund!“

„Prost, prost! Sassa geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein . . .“ sang der Student mit ausgelassener, heiserer Stimme und mit dem geleerten Glase den Takt dazu schlagend.

„Verhalte dich anständig, Edi, ich bitt!“

„Anständig? Willst mich touschieren, he? Oder bist du etwa ein Polizeibüttel? Aber paß auf, diesmal wird das Arretieren nicht so glatt ablaufen, ich sag's dir voraus!"

Der Förster dachte sorgenvoll: Hätte ich ihn nur schon nach Hause verbracht. Einmal zu Hause, würde er bequem zu überwachen und des herbeigerufenen Arztes Vorkehren zu befolgen sein — morgens in aller Frühe schon werde ich ihn rufen lassen! . . . Er ist so sehr aufgeregt, schaut so wirr drein — was soll ich tun? So nahe seiner Heimat, bloß zwei Wegstunden . . . Da trat der Wirt ein mit der sehr willkommenen Meldung:

„Der Wagen steht bereit, Herr!"

„Gut, gut! Geben Sie dem Kutscher noch schnell 'was zu trinken, ganz nach seiner Wahl; und machen Sie mir gefälligst die Rechnung — hier ein Zwanzigfrankenstück!"

Es war kein geschlossener Wagen, wie der Förster gewünscht hatte, sondern bloß ein zweisitziges, offenes Break. Zur Vorsicht hielt er den Geistesgestörten beim Arme fest, lud ihn ein zum Einsteigen.

„Na, wohin soll's denn gehen?" erwiderte jener, wirr in die dunkle Novembernacht hinausblickend. „Das ist nicht die Hauptstraße und jenes dort nicht das Karlstor. Ich aber will ins Perkeo — ins Perkeo, zur holden Drachin! Wer will mich daran hindern, wer?"

Da sagte der Förster mit tiefer, gebieterischer Stimme, die während der Herreise schon mehr denn einmal ihre gute Wirkung getan hatte: „Steig' ein, Edi, ich befehl's!"

Der Störrische schien sich zu fügen, stieg wirklich ein. In dem Augenblicke jedoch, da sein Begleiter und Überwacher ihm den Arm frei ließ, um sich selbst hinauf zu schwingen,

sprang der Irre auf der andern Seite vom Wagen hinunter. „Zur Drachin!“ rief er und rannte die Straße hinunter, in die dunkle Nacht hinaus; der Förster, nachdem er ebenfalls vom Wagen gesprungen, ihm nach. Der Wettlauf schien Edi zu belustigen. „Perkeo!“ schrie er, „wer wird zuerst im Perkeo sein? Hehehe!“ Dem Förster standen die längern Beine und die kräftigere Lunge zu Gebote, nach wenigen Minuten hatte er seinen Schützling eingeholt und stand im Begriffe, ihn am Arme zu erfassen und festzuhalten, als der Irre, ehe jener es zu verhindern vermochte — „meinst du, hehehe!“ — einen raschen Seitensprung tat -- in den hart neben der Straße hinlaufenden, hochangeschwollenen Gewerbekanal hinein.

Ein lautes Plumpsen, ein seltsames Gurgeln des Wassers, dann alles still.

15. Kapitel.

Der Förster stand da wie gelähmt. Doch nur einen Augenblick. „Hilfe!“ rief er in die Nacht hinaus, so laut er vermochte; „Licht her, ich bitte!“

Der Restaurationswirt kam herbeigeeilt, sowie der Kutscher mit seiner Wagenlaterne. Ruppert hatte sich seines Mantels und Rockes entledigt, gedachte als gewandter Schwimmer und sobald er sehen konnte, sich ebenfalls in den Kanal zu stürzen zur Rettung seines ihm anvertrauten unglücklichen Freundes. Die Männer rieten ihm des lebhaftesten davon ab: „Laßt das bleiben, Herr, es wäre ein unnützes Wagnis, gewiß! Das Wasser ist viel zu tief und zu reißend, das Unglück ist schon geschehen, das läßt sich nicht mehr ändern. Eilen wir zu dem Fabrikrechen hinunter, dort muß er hängen bleiben.

Da kommt ein Polizist, kommen noch andere Männer, um uns beizustehen."

Die Leiche war beim Kanalrechen herausgefischt und in dem nahen Turbinenhaus unter polizeiliche Bewachung gestellt worden.

Gotthard Ruppert weinte wie ein Kind. Der Anblick des auf so jähe und traurige Weise geendeten ehemaligen Jugendgenossen, des Bruders seiner Geliebten! Ach, dachte er, welch' ein Schrecken für das gute, süße Mädchen und für die arme Mutter, wenn sie Kunde erhalten! Und Kunde muß ich halt geben, wenn auch so schonungsvoll wie möglich. Ich werde diese Nacht noch einen Expressen abschicken mit der brieflichen Meldung, Edi sei schwer erkrankt. Früh morgens dann — ich werde mich besinnen müssen, welche Ankündigung ich vorausschicken soll. Mein Gehirn ist vor Aufregung wie gelähmt. . . . Und, so dachte er weiter, wird man mich nicht der großen Nachlässigkeit zeihen und das schreckliche Geschehnis mir in die Schuhe schütten wollen? Obwohl ich — Gott weiß es — zur Verhütung desselben das unter obwaltenden Umständen Möglichste getan habe. Freilich, wenn ich alles hätte voraussehen können — ja, dann würde ich andere sichere Transportmittel ergriffen haben. Aber ich wollte zu seiner eigenen, sowie zur Schonung seiner Familie jedes Aufsehen vermeiden; habe deshalb die Nacht zur Heimfahrt gewählt. Nun hab' ichs — o!!

Der junge Mann fühlte sich so maßlos traurig und unglücklich, daß er seiner Meinung nach den Schlaf doch nicht hätte finden können. Deshalb blieb er, in seinen langen Mantel gehüllt, den Rest der Nacht ebenfalls bei der Leiche wachen. Der Mund des Toten schien zu lächeln und ein fried-

licher Zug lag über sein Gesicht ausgebreitet. Möge seine Seele im Jenseits droben eine gnädige Aufnahme gefunden haben! betete Ruppert leise. Der Polizeidiener versuchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, über das Vorleben des Ertrunkenen belehrt zu werden. Der Förster gab ihm jedoch zu verstehen, daß ihm zur Stunde das Sprechen beschwerlich falle. Ein Zustand überkam ihn, halb Wachen, halb Träumen. Im Geiste sah er Evchen vor sich, ihn hold anlächelnd. Dann wieder hörte er sie laut aufschreien. Er rieb sich die Augen aus und blickte um sich; der nach Branntwein riechende Polizeidiener war eingeschlafen. Ihn selbst befiel ein arges Frösteln, sowie das Verlangen nach einer kleinen Magenstärkung. Er zog seine Taschenuhr und dieselbe zeigte die fünfte Morgenstunde, zu welcher, auch zur Winterszeit, das Bahnhofbuffet sich zu öffnen pflegte. Im Buffet und später im Wartesaal wartete er den völligen Anbruch des Tages ab, bestellte zum zweitenmale einen Wagen, der, nach gerichtlicher Schau, die Leiche auf geziemende Weise nach Hause führen sollte. Er selbst eilte zu Fuß voraus.

In der Nähe seines Heimatdorfes angelangt, sah er Evchen, halbsonntäglich gekleidet, daherkommen. Es hatte sie nicht länger zu Hause geduldet — die Ungewißheit über das Befinden ihres Bruders, die schreckliche Unruhe der Mutter. Sie bestürmte den Geliebten mit Fragen: „Wo befindet sich Edi? Und seine Krankheit — welche ist's? Ich will ihn pflegen gehen, sag' nur wo? Ach, Hardli, so red' doch, — ich bitt'!"

Da sagte der Förster langsam und beinahe feierlich: „Beruhige dich, mein Lieb! Dein Bruder ist wohl versorgt. Er bedarf deiner Pflege nicht. Kehre um, wir wollen zusammen zu deiner Mutter gehen."

„Aber der arme Edi — ich verstehe nicht. Du schriebst mir doch, er sei geisteskrank geworden."

„Ist es gewesen, nun davon geheilt."

„So. Ach Gott sei Dank! Aber die andere schwere Krankheit, von welcher er befallen worden?"

„Auch diese ist vorbei."

„So plötzlich? Ich begreife wahrhaftig nicht . . . Du schweigst, weichst mir aus . . . Ach, Hardli, ich bitt', sag' mir die Wahrheit, wie sie auch lauten mag!"

„Fühlst du dich stark genug, sie zu vernehmen?"

„Ja."

„So höre denn: Dein Bruder ist allen irdischen Leides enthoben . . . Dein Bruder ist tot, Evchen!"

Sie starrte ihn sprachlos an, erblaßte.

„Siehst du? Und du versprachst mir doch . . . Beruhige dich, mein Herzlieb, dem Edi ist ja wohlgeschehen. Bedenke, wenn er hätte am Leben bleiben müssen — eine verfehlte, traurige Existenz, den Leuten zum Gespött' . . . Beruhige dich, Evchen, und laß uns zusammen beraten, auf welche geeignete Art wir deiner Mutter die schmerzliche Nachricht beibringen wollen. Laß uns gehen!"

„Ach ja, die Mutter!" jammerte Evchen. „Sie wirds nicht überleben!"

„Des Menschen Herz kann gar vieles ertragen, Evchen!"

Er bot ihr seinen Arm. Sie schritten zusammen dem Dorfe zu, umgingen dasselbe auf einem Feldwege. Schon zeigte sich, aus der kahlen Obstbaumgruppe hervorschauend, das Giebeldach des Bannhofhauses. Des Mädchens Tränen brachen von neuem hervor. „Die Mutter", schluchzte es,

„ich seh' sie unter der Haustür stehen — sie hat uns erblickt — ach, was sollen wir ihr sagen?"

„Überlaß das mir", erbot sich Hardli.

Die Bäuerin rief schon von weitem: „Du schon wieder zurück, Evchen? Und der Edi, mein armer Edi?"

„Man bringt ihn nach Hause, Mutter!" erklärte der Förster — es war das erste Mal, daß er sie bei diesem vertraulichen Namen nannte.

„Ach, wie froh bin ich, ihn in der Nähe zu haben, wie unendlich froh. Und was ihm auch fehlen mag — o ich werde ihn pflegen Tag und Nacht, keine Mühe und Doktorkosten sparen. Wenn er nur wieder gesunden tut! . . . Was ist's eigentlich, welche Krankheit? So antwortet mir doch!"

„Euer Sohn ist geheilt, Mutter!"

„Geheilt, sagst du — sagt ihr? Aber warum denn — ich versteh' euch nicht, kann euch nicht verstehen!"

„Gehen wir ins Haus, Mutter, dort werd' ich euch alles erzählen."

Der Förster und die Bäuerin traten ins Haus, in die Wohnstube. Evchen getraute sich vor Aufregung und Bangigkeit nicht zu folgen. Einem sich nahenden, die Garibaldihymne anstimmenden Drehorgelmann reichte sie ein Geschenk mit dem Bedeuten: „Ein Trauerhaus — geht anderwärts musizieren!"

„Evchen!" hörte man den Viehknecht rufen, „Evchen, komm, hilf mir doch den Futtertrog ein wenig nach vornen rücken!"

Das Mädchen regte sich nicht, blieb lauschend stehen. Es hörte Hardli zu ihrer Mutter sprechen — ach, wie klug und schonungsvoll wußte er seine Worte zu kleiden! Schließ-

lich mußte er aber doch mit der vollen Wahrheit ausrücken, denn ein Wagen kam angefahren, dessen Hinterteil mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. „Euer Edi, Mutter, weilt bei den Seligen.“ Ein gellender Aufschrei erfolgte, ein dumpfer Fall. Evchen stürzte hinein, half ihrem Geliebten die Ohnmächtige aufrichten und in die Nebenstube bringen; sie zitterte dabei am ganzen Leibe und schluchzte: „Auch das noch, auch das noch!“

Der Förster versetzte fest und beinahe gebieterisch: „Sei stark Mädchen, hier hilft kein Jammern, jetzt gilt es Mut und Fassung bewahren! Bleibe du bei der Mutter und sorge für sie. Alles andere überlasse vorläufig mir!“

Er rief die bei der Hinterscheune beschäftigten beiden Zimmerleute herbei, damit sie die erstarrte Leiche vom Wagen heben und in der Wohnstube auf schickliche Weise aufbahren halfen.

Er pochte an die Türe der Nebenstube und erkundigte sich nach dem Befinden der Bäuerin.

Evchen berichtete: „Sie atmet wieder, Gott sei Dank!“

„Ich möchte dich bitten, mir ein großes, weißes Laken zu reichen, sowie ein kleines Kopfkissen.“

„Hier!“

„Ich danke. Bleibe du nur noch ein Weilchen.“

Doch das Mädchen ließ sich nicht zurückhalten. Es wollte den armen, toten Bruder sehen, rief jedoch bei seinem Anblick entsetzt aus: „Vor Nässe triefende Kleider — was soll das bedeuten?“

„Daß dein Bruder verunglückt ist, nun weißt's.“

„Wie war das möglich?“

„Forsche nicht weiter, Evchen, begnüge dich vorläufig mit meiner Versicherung: Er ist verunglückt, was anderes war

es nicht, auf mein Ehrenwort. Der Totenschein wird es beweisen.“

Der Förster gab diese Erklärung ab hauptsächlich in Rücksicht auf die beiden Zimmerleute, die, sofern Selbstmord oder Verdacht auf solchen vorgelegen hätte, sich, gleich den meisten der Dorfbewohner, geweigert haben würden, die Leiche auch nur mit der Fingerspitze zu berühren. Er schickte den Fuhrknecht zum Länggaßschreiner, um einen so schnell als möglich zu fertigenden, hübschen Sarg zu bestellen, desgleichen mit einem Billet zu dem Ortspfarrer, der Begräbnis wegen. Auf seine Anleitung hin wurde die Stubenwand, an welcher die Leiche aufgebahrt lag, mit Linnen drapiert, sowie mit einem Kruzifix und einigen hübschen Heiligenbildern geschmückt.

Auch Evchen kam, da ihre Mutter wieder eingeschlummert war, wieder zum Vorschein, half all' jene traurigen Vorkehrungen treffen mit geschäftiger, sinniger Hand, holte von ihrem Schlafkämmerlein herunter zwei blühende Blumenstöcke herbei. „Nun muß ich aber wieder nach der Mutter schauen gehen“, sagte sie. Wie sie die Klinke der Nebenstubentüre berührte, öffnete sich diese. Und die Bäuerin trat heraus, langsamen, geräuschlosen Schrittes gleich einem Gespenste, und schaute wirren Blickes um sich, näherte sich der Bahre, schob das Laken zurück und rief: „Ah, bist du's, Bübchen? Lass' doch das närrische Tun, hihihi! Steh' auf und setz' dich an den Tisch, ich hol' dir was zu essen herbei, was du am meisten liebst, Honigkuchen und gezückerte Zwetschgen. Oder wollen wir zusammen spazieren gehen, in die Hofstatt hinaus, wo die Bäume so herrlich blühen? Gib mir die Hand, ich will dir aufstehen helfen — puh, wie deine Hand kalt ist, so eiskalt!“

Der Förster sagte sich, tief erschüttert: Der Schrecken hat ihr den Verstand geraubt! . . . So dachten auch die übrigen; Evchen, indem es jammervoll zu weinen begann.

Man hatte Mühe, die Bedauernswerte, Widerstrebende in ihre Schlafstube zurückzubringen und darin festzuhalten. „Edi, du Leckersbub", rief sie, „warum kommst du nicht zu mir herein? Komm, wir wollen zusammen eins plaudern! Oder soll ich dir das Liedchen singen, weißt du noch?

Ein Mägdelein ging hinauf in den Wald
Ein Stündelein vor dem Tag. . ."

so sang sie mit leiser vibrierender Stimme.

Edi war ihr Herzenskind, ihr alles gewesen. Unerachtet seiner großen Charakterschwäche und vielfach begangener Fehltritte hatte sie ihn geliebt so innig und zärtlich, wie nur eine Mutter lieben kann; alle die Jahre her hatte sie all ihre Hoffnungen, sogar die überschwänglichsten, ihr eigenes Wohlleben betreffende, auf ihn und seine Zukunft gesetzt, die sich erfüllen würden, sobald er ein „gemachter Herr", d. h. Advokat geworden. Und nun, da er, ihrer Meinung nach, diesem geträumten Ziele so nahe stand, kam der Tod und holte ihn von dannen; nicht etwa erst nach langer Krankheit und vorausgegangener Ankündigung, sondern ganz plötzlich und unvermittelt. Diesem schweren Schicksalsschlage waren die seelischen Kräfte der eines tief religiösen oder philosophischen Haltpunktes entbehrenden ältlichen Frau nicht gewachsen. . .

„Irrsinnig, ach Gott, welch namenlos Elend!" jammerte Evchen.

Und der Förster wiederholte bei sich: Irrsinnig, kein Zweifel mehr! „Schleunigst den Arzt holen!" befahl er dem Fuhrknechte. Zugleich traf er Anstalten, damit die Kranke

in ein abgesondertes, heizbares Wohnlokal verbracht und daselbst sorgsam gehütet werde. Doch leistete sie dem Vorhaben verzweifelten Widerstand. Bei ihrem „Büblein“ wollte sie verbleiben, bis es erwachen werde; setzte sich an das Kopfende der Leiche und summte ein Wiegenlied, das sie dem jungen Knaben nach dem Schlafenlegen gesungen haben mochte. Erst gegen Abend, als die physische Kraft sie zu verlassen begann, ließ sie sich endlich in ihre Schlafkammer zurückführen.

Der Rat des herbeigeholten Arztes lautete: „Möglichste Schonung und den weiteren Verlauf der Krankheit abwarten. Jedenfalls sollte der Tote sobald möglich, nämlich schon am nächsten Morgen, bestattet werden.“

Man hatte befürchtet, die Gemütskranke werde bei dem Fortschaffen der Leiche ihres geliebten Sohnes eine Scene aufführen. Doch schlief sie, nachdem sie beinahe die ganze Nacht wirres Zeug geredet hatte, bis tief in den Tag hinein.

An dem Leichenbegängnisse nahmen bloß die nahen Blutsverwandten, ja diese nicht einmal vollzählig, teil. Hatte sich doch die fromme Dorfbewohnerschaft bereits darüber geeinigt, daß dem Bannhöferstudent, der seit Jahren nicht mehr zur Beichte gegangen und eines solch’ verdächtigen, unnatürlichen Todes gestorben war, ein christliches Begräbnis eigentlich gar nicht gebühre.

Vom Gottesacker weg verfügte sich der Förster noch eilig in das Trauerhaus zurück, um sich von Evchen zu verabschieden. Das Mädchen warf sich ihm von Schmerz überwältigt an die Brust und schluchzte: „Daß du gehen mußt, begreif’ ich wohl. Aber ich, die Arme, Verlassene, was soll ich nun anfangen?“

„Auf Gott vertrauen, Kind, einen kräftigern Beistand gibt es nicht. Und wieder Mut fassen und all deine Kraft zusammen nehmen, dann wirst du auch diese Prüfung glücklich bestehen. . . Ich komme wieder, sobald meine Geschäfte es erlauben. Behüt' dich Gott, mein liebes, liebes Kind!"

„Lebewohl. . . Tausend Dank. . . !" Mehr vermochte das Mädchen vor Rührung nicht hervorzubringen.

16. Kapitel.

Die tragischen Vorfälle im Bannhofhause boten klatschsüchtigen Zungen neuerdings Futter vollauf.

Die „Geschichte" von dem Tode des „Studenten" wurde nach Möglichkeit ergänzt — auf einige Lügen oder Übertreibungen kam es dabei nicht an. Auch behaupteten die meisten Leute, ein solches Ende längst vorausgesehen zu haben.

Sodann die ausgebrochene „Verrücktheit" der Frau Regine. „Nun", meinten viele ihrer christlichen Mitbürgerinnen, „so eine Art Demütigung war ihr für den Stolz, den sie mit ihrem Edi getrieben hat, als wäre er der Gescheiteste und Gelehrteste der ganzen Welt, schon zu gönnen. Nur schad', daß sie nicht bei Verstand ist, um es auch recht fühlen zu müssen!"

Der Bannhöferin Knechte wurden ausgeforscht: „Was redet sie, eure Meisterin? Was treibt sie und wie gebärdet sie sich?" Worauf die beiden alten Burschen, wie auf Verabredung hin, die stereotype Antwort erteilten, einer gleich dem andern: „Weiß nicht. Bekommen sie nicht zu sehen."

O die Lümmel! O die Dummköpfe!

Die herzhaftesten unter den neugierigen Weibern griffen zu einem andern Mittel; begaben sich persönlich nach dem

Bannhofhause hinaus und suchten unter irgend einem Vorwande Evchen zu sprechen, hoffend, auf diese Weise auch die „Narrächtige" zu Gesichte zu bekommen oder sie reden zu hören. Doch war daselbst, auf des Försters Rat hin, eine handfeste Magd gedungen worden, die Mut genug besaß, um solche ungebetene Besucherinnen barsch abzuweisen, den berüchtigtsten unter ihnen geradezu die Türe vor der Nase zuzuschlagen. „Das grobe Mensch!" hörte man schimpfen.

Aber auch die Männerwelt beschäftigte sich mit den Dingen im Bannhofhause mit erneutem, lebhaftestem Interesse.

„Dieses Evchen", räsonnierten die Bauern, „ist nun, da der Bub mit Tod abgegangen, einzige Erbin und damit das reichste Mädchen des ganzen Dorfes geworden, vielleicht das reichste weitum. Denn wenn die Alten auch Schulden gemacht haben — wie der Regine ihr Vogt sagt, sind's fünfzehntausend Franken — so ist das Gut immer noch mindestens das Vierfache derselben wert; ungerechnet Lebware, Hausrat, Schiff und Geschirr. . ." Früher hatten sie ihren Söhnen abgeraten: „Nur nicht dieses Bannhofmädchen! Denn wenn's der Jung' noch eine Weile so forttreibt, wird jenem wenig oder nichts mehr verbleiben. Das schöne Lärvchen gilt in der Sach' nichts — laßt euch durch das schöne Lärvchen nicht etwa verführen!" — Nun aber mahnten sie: „Mach' dich auf die Socken, Junge, geh' das Mädchen freien, eh' ein anderer dir zuvorkommt!"

Eitles Mühen.

Schön Evchen hatte für sämtliche sie bestürmende Liebeswerber denselben abschlägigen unhöflichen Bescheid: „Ich bin ja in tiefstem Leid. Darum solltest dich scheuen, mir mit solchen Dingen zu kommen. Sollt' ich später Neigung fühlen,

werde ich dir's zu wissen tun", pflegte sie ironisch beizufügen. Die Burschen warfen ihr vor: „Dieser windige Hardli, des Holzhauers Bub, der darf dich besuchen zu jeder Zeit, gelt? Für den gilt keine Leidzeit, o nein!" Worauf die sehr ernsthafte Antwort erfolgte:

„Er war meines seligen Bruders treuer Freund und hat uns viele unbezahlbare Dienst' erwiesen, mit Rat und Tat. Es wäre deshalb höchst undankbar —"

„O ja, wir verstehen! Aber er soll nur wieder kommen!" klang es drohend.

Er, der Förster, kam wirklich wieder, diesmal bei hellichtem Tage und schritt mitten durch das Dorf nach dem Bannhofe hin.

Evchen berichtete ihm auf sein Befragen: „Mit meiner Mutter ist's nicht besser geworden. Der Doktor sagt, es sei ihr leider nicht mehr zu helfen. Blutmangel, zunehmender Blutmangel. Wohl zu glauben. Ißt und trinkt so wenig — Speis' und Trank müssen ihr förmlich aufgenötigt werden. Doch ist sie weit ruhiger geworden. Sitzt den ganzen Tag unbeweglich in ihrem Polsterstuhl und starrt, wenn sie nicht schlummert, auf den nämlichen Fleck hin. Oftmals bewegen sich ihre Lippen, doch spricht sie kein lautes Wort, bloß schwere Seufzer sind zu hören und leises Stöhnen. Schwermut nennt's der Doktor, tiefe, krankhafte Schwermut. Kümmert sich um rein nichts mehr. Ich glaube, man könnte in ihrer Nähe einen Schuß loslassen, sie würde nicht einmal den Kopf erheben. Für alles so abgestorben um sie her — wie traurig, wie elend traurig!"

„Ist's gestattet, sie zu sehen?"

„Wenn's dir beliebt, o ja!"

Evchen führte den Geliebten in die Nebenstube zu ihrer Mutter. Die Wärterin strickte. Die Geisteskranke saß in ihrem Sorgenstuhle; sie schaute den Besucher mit ihren glanzlosen Augen blöde an, sie erkannte ihn nicht mehr. Der Förster dachte bei sich: Wenn man sich die ehemalige Bannhofbäuerin ins Gedächtnis zurückruft, so kräftig und blühend und resolut, und sie mit der hier sitzenden jammervollen, zusammengesunkenen Gestalt vergleicht — fast unglaublich! Und all das Ungemach, so über dieses Haus gekommen, welche Wandelbarkeit der irdischen Dinge.

Es war unmöglich, mit der Kranken ein Gespräch anzuknüpfen, selbst für die zärtlichsten Worte ihrer Tochter schien sie weder Ohr noch Empfindung zu haben; deshalb zog sich der Gast ehestens zurück. Evchen nötigte ihm etwelche Erfrischung auf. Von Liebe wurde in Respektierung der obwaltenden Umstände nicht gesprochen, wohl aber über wirtschaftliche Dinge beraten.

„Der Vogt meiner Mutter“, erzählte die junge Bauerntochter, „ist der Meinung, das Beste und Geratenste sei, unser Gut zu verpachten, natürlich unter Vorbehalt des Hausrechts für Mutter und mich.“

Der Förster nickte beistimmend.

„Oder ob ich den Verkauf vorziehe? fragte mich der Vogt. Ich sei nun seit acht Tagen majorenn geworden und könne deshalb meine Stimme ebenfalls abgeben. Ich erwiderte, ich sei ein unerfahrenes, junges Mädchen, das von solchen Dingen noch wenig verstehe. Vielleicht, daß meine Mutter doch noch gesund werde. Dann können wir weiter darüber reden, bis Frühjahr sei's wohl noch früh genug.“

„Da sagtest du ganz recht.“

Es wurde zwischen den beiden jungen Leuten kein Wort von Liebe gesprochen. Und doch — als der Förster bei anbrechender Abenddämmerung raschen Schrittes den Heimweg antrat, kamen hinter einer hohen Haselhecke hervor Bengel geflogen, ihm dicht bei dem Kopfe vorbeisausend. Hervorzutreten aus seinem Versteck und sich mit dem Verhaßten in einen offenen Kampf einzulassen, wagte der eifersüchtige Bursche freilich nicht, die Nacht war noch nicht völlig angebrochen, zudem zeigte der Förster, abgesehen von dem in der Hand tragenden derben Knotenstock, eine solch kräftige und gewandte Figur — es wäre doch riskiert gewesen, mit ihm handgreiflich anzubinden.

Bei seinem nächsten Besuche im Bannhofhause brachte er als Leibwache einen mächtigen Bernhardinerhund mit.

Evchen brach beim Anblick ihres Geliebten in Tränen aus. „Die Mutter —!"

„Was ist geschehen?" erkundigte sich der Förster teilnahmsvoll.

„Sie ist so sehr schwach geworden. Nicht zu verwundern, da sie oft Tage lang nichts genießen tut, Speis' und Trank eigensinnig von der Hand weist. Ich habe den Doktor holen lassen. Er zuckte nach geschehener Untersuchung nur so die Achsel. „Fast kein Puls mehr, kein Blut!" — Ach lieber Hardli, was soll, was kann ich tun?"

„Die Kranke möglichst gut pflegen und das übrige dem lieben Herrgott überlassen; einen bessern Rat weiß ich nicht . . Ist sie zu Bett, schläft sie?"

Ehe die Bannhoferbin darauf antworten konnte, erscholl aus der Nebenstube der Wärterin Stimme: „Evchen, um Gotteswillen, komm'!"

Die Kranke lag in einer schweren Ohnmacht, die in aller Hast angewendeten Wiederbelebungsversuche wollten lange nichts fruchten. Endlich schlug sie die Augen auf, blickte wie suchend umher und sprach mit schwacher, aber deutlich zu vernehmender Stimme: „Der Edi — wo bleibt er?"

Sie schien plötzlich das klare Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Die Umstehenden fühlten sich tief ergriffen. Evchen rief hocherfreut aus: „Mutter, liebe Mutter, kennst du mich?" Doch keine Antwort erfolgte. Jenes waren der Bäuerin letzte Worte gewesen; sie hatte wieder die Augen geschlossen, diesmal für immer. Ein tiefer Seufzer, ein kaum wahrnehmbares Zucken der Gesichtsnerven und —

„Tot!" wehklagte Evchen, „ach Gott im Himmel, sie ist tot!"

„Für sie eine wohl zu gönnende Wohltat zu nennen!" meinte der Förster. Und der Wärterin, die Evchen zu trösten versuchte, wehrte er: „Lassen wir sie sich ausweinen, das beste schmerzlindernde Mittel!" —

Die Bannhofbäuerin tot und begraben.

Als Evchen nach der Rückkehr von dem Begräbnis die ausgeräumte Nebenstube betrat, brach sie neuerdings in heiße Tränen aus. Ein Gefühl tiefster Trauer und Verlassenheit überkam sie. War die Mutter auch geisteskrank und teilnahmslos für alle Hausgeschäfte — sie war doch ihre Mutter, das letzte teure Familienglied. —

Über Verlassenheit durfte sie sich jedoch nicht beklagen. Anverwandte fanden sich zu Besuch ein, geschwätzige Tanten und Basen, um der Waise betreffs ihrer Zukunft die wohlmeinendsten Ratschläge zu erteilen. Und zwar lautete der Refrain all' dieser Reden: „Unter obwaltenden Umständen

bleibt dir halt nichts anders übrig, als zu heiraten, zu heiraten, so bald möglich."

Dieselbe Meinung äußerte auch der Vormund, Götti Kirchmeier. Und auf Evchens Einwand: „Ach, schweigt mir doch davon — — die Mutter erst kürzlich begraben — die tiefe Trauerzeit!" entgegnete er:

„Das ist aber ein Ausnahmsfall, in dem du dich befindest. Kein Mensch wird dich tadeln können, sondern jedermann gestehen müssen, daß hier eine Notwendigkeit vorliegt. Das Haus muß doch wieder einen Herrn und Beschützer haben... Also heiraten, rat ich. Und zwar" — der Alte sagte das mit besonderm Nachdrucke — „und zwar einen richtigen, währschaften Bauernsohn. Bei deinem ansehnlichen Vermögen kannst du ja nur so auswählen: Des Käppelihöfers Res*), der junge Gäßlibauer, des Altammanns Gust .. Oder, falls er dir gut genug ist, unser Brecht.**) Daß er ein bischen einfältig dreinlugt — dumm ist er nicht, unser Brecht, nein durchaus nicht, sondern versteht sich auf das Bauernwesen, wie nicht bald einer, schafft dir wie ein Roß, und ist so hauslich, vertut unnützer Weis' nicht den Kreuzer, sondern bleibt allzeit hübsch zu Hause' . . . Doch möcht ich dir keinen Zwang antun, bewahr. Wähl' du nach deinem Belieben. Aber nur nicht etwa einen Halbherrn — du verstehst mich wohl!"

O ja, sie verstand und errötete bis an das zierliche Ohrläppchen hinan; schwieg jedoch beharrlich. Das fiel dem Götti-Vormund auf. Der Zeitpunkt ist gekommen, dachte er, den Hauptschuß loszulassen.

---

*) Andreas.
**) Albrecht.

„Und daß du's weißt", begann er von neuem, „daß ich dir's sagen muß: Die Sach' ist bereits in der Waisenbehörde besprochen worden. Falls du bei diesem — bei diesem Jungförster, dem Haldenpeter sein Bub, der nichts hat als sein Löhnlein und von heut' auf morgen geschaßt*) werden kann, eigensinnig beharren wolltest, könnt es sich ereignen, daß der Waisenrat in deinem eigenen Interesse sich dem widersetzen tät' — gehört?"

Da warf Evchen die Lippen trotzig auf und — wer hätte von dem sonst so fromm unterwürfigen Mädchen so etwas voraussehen können? — versetzte trotzig: „An's Heiraten hab ich noch nie gedacht. Sollt's aber 'mal geschehen, dann geht meine Wahl den Waisenrat halt gar nichts an. Ich bin volljährig, mein' ich!"

„Kannst aber wegen Leichtsinn gleichwohl unter Vogtschaft gestellt werden."

„Das möcht' ich doch sehen!"

„Du willst also —"

„Nichts will ich, als daß man mich während dieser Trauerzeit in Ruhe läßt. Bin ich doch mit allerhand Sorgen und schweren, traurigen Gedanken geplagt genug!"

Das Mädchen brach in Wehmutstränen aus. Das ging dem Götti doch ein wenig zu Herzen. „Ich hab's ja nicht bös' gemeint", entschuldigte er sich. „Nur das möcht' ich noch zu bedenken geben: Hätte deine Mutter — Gott hab' sie selig — mehr auf meinen Rat gehört, es wäre wohl nicht so weit gekommen, hm hm!"

Es rückten die Freier selbst heran, Bauernsöhne aus dem Dorfe und der Nachbarschaft. Ihnen allen wurde von seiten

*) Aus dem Geschäft entlassen werden kann.

der Bannhoferbin derselbe kalte, abweisende Empfang zu teil, so daß sie sich veranlaßt fühlten, von einem fernern Besuche abzusehen. Alle bis auf des Kallenhöfers Hans, ein hochmütiger, gewalttätiger Bursche, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, Evchen sollte sein werden um jeden Preis, und aller Abfertigung zum Trotze seine Bewerbung beharrlich fortsetzte. So auch eines Sonntagabends. Ungeachtet der frühen Stunde fand er jedoch die Haustüre abgeschlossen. In der Wohnstube herrschte Licht. Hans gelang es, durch eine Vorhangritze hinein zu spähen; er sah schön Evchen in Gesellschaft eines jungen Mannes, des „lausigen Försterleins", am Tische sitzen und sich mit ihm minniglich unterhalten. Von eifersüchtigem Zorn gepackt, gedachte er das Stubenfenster in Trümmer zu schlagen, besann sich jedoch rasch eines andern, seiner Meinung nach weit wirksamern Mittels. „Er wird schon heraus kommen!" knirschte er, sich langsam entfernend.

Sein glücklicher Nebenbuhler verabschiedete sich erst etliche Stunden später, in der Absicht, in dem Amtsstädtchen angelangt, zu seiner Weiterreise den Frühzug zu benützen. Es herrschte eine solche, durch einen stockdichten Winternebel erhöhte Finsternis, daß er, bis sein Auge sich daran gewöhnt hatte, nur mit Mühe sich zurecht zu finden vermochte. Beim sogenannten Rankbrücklein angekommen, stieß sein Fuß an einen auf der Straße liegenden Körper. Er betastete denselben mit den Händen: es war eine große Männergestalt, die beim Schütteln ein mattes Stöhnen von sich gab.

Rasch entschlossen eilte Gotthard Ruppert nach dem nicht mehr weit entfernten ersten Hause des Dorfes hin, rief die Bewohner desselben wach. Nach vernommenem kurzen Berichte begleiteten ihn zwei mit einer brennenden Laterne be-

waffnete Männer nach der Stelle zurück. Beim ersten Blick erkannte man, daß der ohnmächtig Daliegende das Opfer einer mittelst eines stumpfen Gegenstandes beigebrachten, rohen Mißhandlung geworden war. „Herrgott“, rief der Wagnersepp, „das ist ja der badische Schreinergesell', ich sah ihn heut' fortgehen, wie er mir sagte, zu Tanz; und ist von unvernünftigen Nachtbuben angefallen und niedergeschlagen worden — seht Ihr, wie sein Schädel blutet und der Arm schlaff hernieder hängt!“

Der Förster half den Unglücklichen nach des Wagners Haus schaffen, bat, unter Beifügung eines ansehnlichen Trinkgeldes, demselben die notwendige erste Pflege angedeihen zu lassen, und versprach, gleich bei seiner Ankunft im Amtsstädtchen das Gericht, sowie den Kreisarzt von dem Geschehnisse zu benachrichtigen.

Er ahnte nicht, daß die dem armen Schreinergesellen verabfolgten, unmenschlichen Streiche für ihn selbst bestimmt gewesen waren . . .

Eine strenge gerichtliche Untersuchung fand statt. Doch konnte die Täterschaft, mangels an Indizien, nicht ermittelt werden. Der Schreiner wurde in das Kantonsspital überführt. Weiter kümmerte sich im Dorfe niemand um ihn, war es doch nur ein Geselle, und dazu noch ein landesfremder. Des Kallenhöfers Hans, der eine Zeit lang eine große, scheue Zurückgezogenheit beobachtet hatte, begann sich wieder unter die Burschenschaft zu mischen.

Der Förster ließ sich während des ganzen Restes des nicht endenwollenden, garstigen Winters in Kunkelsweil nicht mehr blicken. Schon schöpften die Bauern neue Hoffnung: „Das Bannhofmädchen scheint doch zur Besinnung gekommen

zu sein und dem „Holzhackerbub" den Abschied gegeben zu haben." Ihre Söhne warteten nur die Zeit ab, da die strengen Trauerwochen vorbei und die ellenhoch verschneiten Wege wieder gangbar geworden sein würden, um dann die Werbung mit neuem Eifer fortzusetzen.

Als aber endlich der Frühling anbrach, sozusagen auf einmal und mit nie gesehener Pracht, da, eines Sonntagmorgens verbreitete sich die Kunde mit Blitzesschnelle durch das ganze Dorf: „Wißt ihr schon, daß des Bannhöfers Evchen gestern abend zum Civil*) gegangen ist und hernach zum Herrn**)?"

„Was ihr da sagt! Ei, mit wem denn?"

„Mit des Steinhaldenpeters Hardli, denkt euch!"

„Unmöglich! Oder sollte das Mädchen ebenfalls verrückt geworden sein?"

Man wollte die Nachricht immer noch nicht glauben, bis sie am Anschlagebrett und von der Kanzel herab die offizielle Bestätigung erhielt.

„Verdammt, verwünscht!" hörte man neidisch und zornvoll ausrufen.

Die Leute erzählten sich: „Habt ihr die verschlossene Herrschaftskutsche gesehen? Das Brautpaar saß darin, fuhr von dannen. Wir werden also von dieser Hochzeit nichts zu sehen kriegen. Nun, desto besser, es bleibt einem so nur der Ärger erspart!"

Bannhof und immer wieder Bannhof — das Gerede konnte nicht zur Ruhe gelangen.

---

*) Civilstandsamt.

**) In das Pfarrhaus, um das Eheversprechen abzulegen.

Vorerst die Verkaufssteigerung über Vieh- und Fahrhabe, Gerätschaften und Möbel; die Steigerungsbeamten konnten damit fast nicht fertig werden. Und der daraus erzielte Erlös, die mächtige Summe Geldes, die der Jungehemann drei Tage lang nur so einstreichen konnte — es war „rein zum Kappefressen!"

Hernach rückte die Pächtersfamilie ein. Wagen an Wagen hochbeladen; und das Schellengeklingel der zahlreichen Viehherde, und die trotzigen Blicke der Buben und Mädchen, und der Pächter selbst, ein breitschultriger, rauhbärtiger Mann aus dem Hinterland, gefolgt von einer mächtigen, dickköpfigen Dogge.

Man war begierig zu wissen: „Und Evchen — wo weilt nun Evchen?" Worauf nach etlichem Forschen die Nachricht erfolgte: „In der Nähe des Eisenwerkes hat der Förster ein Häuschen gemietet, gemietet oder gekauft; ein Herrenhäuschen mit umliegendem prächtigem Garten — o dieser Holzhackerbub!"

Der Sommer ging vorbei, ohne daß unsere jungen Eheleute von sich hören oder in ihrem Heimatsdorfe sich sehen ließen. Am Morgen des Allerseelenfestes jedoch kamen sie in einer glänzenden Kalesche angefahren und brachten ein Halbdutzend prächtiger Blumenkränze mit, um die Gräber ihrer lieben Abgestorbenen zu schmücken.

Aber war diese städtisch gekleidete, elegante junge Dame mit dem zarten Teint und dem rosigen Gesichtchen wirklich das ehemalige sonngebräunte Bauernmädchen, des Bannhöfers Evchen? Die frommen Kirchgänger und Kirchgängerinnen vergaßen vor Staunen beinahe, den Mund zu schließen.

Am Grabe ihrer Mutter und ihres unglücklichen Bruders vergoß sie viele Tränen.

Darauf jedoch — „Habt ihr gesehen“, erzählten sich die Leute, „wie sie sich an den Arm ihres Mannes hing, am offenen hellen Tag! Und sich von ihm davonführen ließ mitten durch's Dorf, und so zärtlich und verliebt zu ihm aufblickte? Wie ausgeschämt, nicht wahr?“

Sie hatten sich nach dem Bannhof hinaus, zu ihren Pächtersleuten begeben. Und abends sah man sie vergnügt von dannen fahren.

* *
*

Als dem Vizedirektor des großen Eisenwerkes Halligen, Namens Gotthard Ruppert, der erste Knabe geboren wurde, sagte er: „Lug, Evchen, welch ein kräftiger Bursche! Der muß dereinst Bannhofbauer werden — nicht wahr?“

„O ja, tu' das, liebes Männchen!“ rief die junge Wöchnerin hocherfreut. „Gebe Gott, daß das geschieht!“

Und heute, nach zwanzig Jahren, sprechen alle Anzeichen dafür, daß jener fromme mütterliche Wunsch in Erfüllung gehen werde. Der Herr Direktor wartet nur darauf, bis sein sehr ernsthaft dreinblickender ältester Sohn die Landwirtschaftsschule sowie den praktischen Kurs auf einem größern Bauerngute absolviert haben wird, um ihm den Bannhof zur Bewirtschaftung zu übergeben, als dereinstiges elterliches Erbe.

